

Der Bote aus dem Ruhrta.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von C. Hündt sel. Wwa. in Sattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 18 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrta.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zanker in Sattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrta.“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleite unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Ein Neffe des deutschen Kaisers, der 19 Jahre alte Prinz Sigismund von Preußen, arbeitet an dem Modell eines Aeroplan-Apparates, wie ein richtiger Gewerbegehilfe. Im Frühjahr will der junge Prinz den Apparat erproben.

Für eine deutsche Stiftung für Lebensretter

und deren Hinterbliebene hat der bekannte amerikanische Wohltäter der Menschheit, Andrew Carnegie, ein Kapital von 1 1/2 Millionen Dollars (5 Millionen Mark) gegeben. Der Kaiser hat zur Ehrung des Stifters der Stiftung den Namen „Carnegie-Stiftung für Lebensretter“ beigelegt und das Protektorat über die Stiftung übernommen. Der Zweck der Stiftung ist die Linderung der finanziellen Notstände, welche sich aus heldenmütigen Anstrengungen zur Rettung von Menschenleben im Gebiete des deutschen Reiches und seiner Gewässer ergeben, sei es für die Lebensretter selbst durch deren vorübergehende oder dauernde Erwerbsunfähigkeit, sei es im Falle des Todes derselben, für ihre Hinterbliebenen.

Der katholische Professor Prinz Max von Sachsen

hat das Jahr nicht zu Ende gehen lassen, ohne seine Rechnung mit dem Papste in Ordnung zu bringen. Kom sah schon manden reuigen Sünder, aber einen zerknirschteren Bäter wie den Prinzen Max von Sachsen wohl kaum. Der B. L. A. berichtet: In der Audienz, die Prinz Max bei dem Papste hatte, konnte der Prinz seine große innere Erregung nur schwer meistern; er warf sich dem Papste zu Füßen, um den heiligen Pantoffel zu küssen und bat mit bewegten Worten um Verzeihung wegen des Schmerzes, den er unfreiwillig dem heiligen Vater bereitet hätte. Dieser hob den Prinzen gütig auf, verabschiedete ihn seiner unveränderten herzlichen Liebe und lobte seine Demut, Frömmigkeit und Bistertreue, welche schnell die unbedachten Worte des Artikels wieder vergessen machen würden. Dem Prinzen möge bei seiner ferneren Lehrtätigkeit in Freiburg diese unvergessliche Stunde zum Segen gereichen. Darauf erlaubte sich der Papst nach dem Ergehen der königlichen Familie. Prinz Max beschiederte seinem königlichen Bruder sofort den glücklichen Ausgang dieser Audienz. Nach dieser gründlichen Ablegung und Unterwerfung ist der Prinz wieder nach Freiburg zurückgekehrt, um seine Lehrtätigkeit aufzunehmen.

Der „Omnibus Romano“ veröffentlicht folgende Note: Wir wissen, daß Prinz Max von Sachsen, der am gestrigen Tage unsere Stadt verlassen hat, eine ausführliche Erklärung unterschrieben hat, in der er unter offener Anerkennung der Irrtümer, die in den von ihm unbedachtamerweise geschriebenen und in der neuen Rundschau „Roma et Oriente“ veröffentlichten Artikel enthalten sind, dem heiligen Vater die Gebührende Verzeihung und unbedingte Anhänglichkeit an die Glaubenssätze, die die katholische Kirche lehrt und bekämpft, erneuert.

Die Angelegenheit ist also erledigt.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall.

Watersändischer Roman aus großer Zeit von M. Kossak.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Graf Waldeemar Bregenz, der Senior der Familie dieses Namens, wohnte auf dem „Sufen“, einer Art Vorort der alten Kronungs- und Provinzialhauptstadt Königsberg, der außerhalb der Festungsmauern lag. Später sollte er sich zu einem vollstehenden Villenortel entwickeln, zu jener Zeit aber, in der unsere Erzählung spielt, bestand er nur aus einem Haufen von Gärten umgebener Wirtschaften, Singpielhallen und unansehnlichen Häuschen, in denen einige Königsberger Familien, denen die Mittel zu einem kostspieligeren Bade- oder Landaufenthalt fehlten, sich für ein paar Sommerwochen einmieteten. Auch das Haus, in dem Graf Bregenz nun schon seit einer langen Reihe von Jahren seine Residenz aufgeschlagen, konnte beim besten Willen keine Villa genannt werden, es war nur ein, wenn auch geräumiges, so doch einfaches, zweistöckiges Gebäude, aber es lag inmitten eines großen, altmodischen Gartens mit schattigen Alleen, weiten Rasenplätzen und sauber gehaltenen Blumenbeeten, der dem Grundstück ein stattliches Ansehen verlieh und es vorteilhaft von seiner Umgebung abhob. Hier verbrachte der alte Edelmann Sommer und Winter in stiller Beschaulichkeit. Tägliche Spazierfahrten in seiner ehrwürdigen Kutsche, die in einem Museum für prähistorische Altertümer Bewunderung erregt hätte, häufige Theaterbesuche und der Verkehr mit seinen Verwandten bildeten seine Zerstreuung. Er selbst ließ sich bei seinen Angehörigen fast nie sehen, dagegen mußten sie mindestens einmal in der Woche bei ihm zu Mittag speisen. Diese Familienmahlszeiten erfreuten sich bei den Verwandten gerade keiner großen Beliebtheit, aber entziehen durften sie sich ihnen nicht, da der alte Herr das sehr übel genommen hätte. Graf Thure war eigentlich der

hat an Stelle des verstorbenen Generals Spitz den General Oberst von Vindequitt zum Vorsitzenden erhalten. Der deutsche Kriegerbund darf sich zu dieser Wahl gratulieren. Eine solche große Organisation bedarf einer guten, zielbewußten Führung.

Die deutsche Turnerschaft

will jetzt auch der Frage der staatsbürgerlichen Erziehung der deutschen Jugend näher treten. Der Ausschuss hat an sämtliche Bundesvereine im ganzen Reich eine Eingabe an die Reichsregierung verfaßt, in der sie die Notwendigkeit und den Segen einer gesunden national-deutschen Erziehung darlegt. Es war aber auch hohe Zeit, daß der Ausschuss der deutschen Turnerschaft aus seiner Reserve heraus trat, sein krankhaftes Schweigen in dieser wichtigen Frage erregte berechtigter Unzufriedenheit. Gegenüber der sozialistischen Jugendbewegung müßten alle nationalen Organisationen das Augenmerk verlagern, ihre Angehörigen dem Machtbereich der Sozialdemokratie zu entziehen. Das Vorgehen der Deutschen Turnerschaft ist daher mit Freuden zu begrüßen.

Die deutschen Anstellungen in Sibirien

gedeihen nach einem im „Sowjet“ abgedruckten Briefe eines hohen russischen Beamten in erfreulicher Weise. In Westsibirien und im sogenannten Steppengebiet, namentlich in der Nähe der Stadt Samogorod, bestehen danach etwa 40 solcher Siedlungen. Sie sind zum Teil von sibirischen deutschen Kolonisten aus eigenen Mitteln gegründet, teils mit Kronhilfe von Wolga-Deutschen besetzt, die durch die schlechte wirtschaftliche Entwicklung der Wolga-Kolonien und ihren Kinderreichtum zur Ueberfiedelung auf den asiatischen Boden gedrängt werden. Nach den Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Auslande eröffnet sich hier für die Ergebnisse der deutschen Industrie und den deutschen Handel ein weites neues Feld.

Ein Nachspiel zum französischen Eisenbahnstreik bildet das vom Untersuchungsrichter eingeleitete Untersuchungsverfahren, das jetzt abgeschlossen ist. Gegen 13 Eisenbahnbeamte sowie gegen den Elektriker Bataud ist das Verfahren eingestellt worden. 14 Eisenbahner wurden in Anklagezustand versetzt. Gegen den Leiter und drei Redakteure der Zeitung „La guerre sociale“ ist wegen Verleumdung von Militärpersonen zum Ungehorsam während des Eisenbahnstreiks das gerichtliche Verfahren eingeleitet worden.

Auf die Nachricht von der

Begnadigung des Sozialistenführers Durand

der zum Tode verurteilt war, zu siebenjähriger Zuchthausstrafe hat der französische revolutionäre Arbeiterverband in einer Proklamation den Parteigenossen mitgeteilt, daß es der Sozialdemokratie gelungen sei, den Genossen Durand vor dem Galgen zu retten, aber man werde nunmehr nicht rufen und ruhen, bevor auch noch eine Revision des ganzen Prozesses erzielt worden sei. Um die Revision zu erwirken, wird ein Generalstreik vorbereitet. Im übrigen sehen die Bombenwerfer ihr Ansehen

in ungeminderter Stärke fort. So meldet der Draht aus Rennes, daß ein Arbeiter, der aus einer Schenke ausgewiesen worden war, dort eine Bombe legen wollte. Diese explodierte jedoch plötzlich und tötete den Arbeiter. Und aus Arles kommt die Nachricht, daß in der Umgegend des Polizeikommissariats eine Bombe geplatzt ist, die aber nur Materialschaden anrichtete.

Die Nachrichten über die

Lage in Portugal

lauten recht bedenklich. Nach einer in Madrid mit Verspätung eingetroffenen Meldung sollen mehrere hundert Personen wegen Teilnahme an einer gegen die Regierung gerichteten Verschwörung verhaftet worden sein.

Kampf der englischen Anarchisten mit der Polizei.

Tausend Polizisten wurden gegen die anarchischen Verbrecher von Houndsditch aufgebogen, die auf ihre Verfolger feuerten, mehrere Beamte verwundeten und nur schwer überwältigt werden konnten. — Bei dem Versuch, die Einbrecher von Houndsditch festzunehmen, wurden bekanntlich am 17. v. M. drei Polizisten getötet, während ein von ihnen Verhafteter verhaftet wurde, der mit den Räubern gemeinshaftliche Sache gemacht hatte. Der ganze Häuserblock von Houndsditch wurde jetzt von Beamten der Polizei und schottischer Garde abgesperrt, weil bekannt geworden war, daß sich zwei der Verbrecher „Peter der Maler“ und „Fritz“ in ihm aufhielten. Am 4. Uhr morgens begann die Polizei ihren Streifzug und umschloß das fragliche Gebäude. Um 8 Uhr begann ein regelrechtes Feuergefecht zwischen den Polizisten und den verzweifelten Anarchisten. Anvander hörte man Schüsse aus Brownings- und Polizeipistolen. Die Anarchisten schossen aus dem belagerten Hause langsam, aber mit großer Sicherheit und verwundeten mehrere Polizeibeamte schwer. Als noch 60 Mann Soldaten erschienen waren, wurde das Haus durch die Schüsse teilweise zerstört, ohne daß die in einem Hinterzimmer verborgenen Anarchisten sich ergaben. Die Polizei beschloß, um nicht Unbeteiligte zu gefährden, das ganze Haus, in dem sonst nur ehrbare Leute wohnten, auszuräumen.

Nach neueren Feststellungen hat die Polizei in dem abgebrannten Hause nur zwei Leichen gefunden. Zweifellost ist eine von diesen der gesuchte Fritz. Ob die andere Peter ist, konnte noch nicht festgestellt werden. Bald nach dem Aufsuchen der Leichen fiel die Dede ein, wobei vier Feuerwehrlente schwer verletzt wurden. Unter den Verwundeten befinden sich auch drei Zuschauer.

In einer späteren Meldung wird über den Schlußakt folgende Darstellung gegeben: Das Haus geriet schließlich in Brand. Vielleicht hatten die Eingeschlossenen es selbst angezündet. Es flüchte ein und begrab die Eingeschlossenen unter den Trümmern. Auf der Brandstätte wurden zwei Leichen aufgefunden, die aber so verformt waren, daß es schwer ist, ihre Persönlichkeit festzustellen. Die Polizei ist jedoch überzeugt davon, daß es die gesuchten Anarchisten sind.

Professorin Moensbrugg, und Arno Claire den Arm, um sie in das Speisezimmer zu führen, indem die übrigen drei Herren den Komteßen Kriegsheim diesen Ritterdienst erweisen mußten.

Während man zur Tafel schritt, nahm Arno die Gelegenheit wahr, um Claire zuzufüstern, „bitte, richte es doch so ein, daß ich nach dem Essen mit dem Erbgroßonkel allein bleibe.“

Klares Augen verdunkelten sich. Die gleiche Bitte hatte ihr Vater schon am Tage zuvor an sie gerichtet. „Auch Du, Brutus?“ sagte sie leise, den Bittertorschend anblickend.

Arno zuckte ungeduldig die Achseln. „Was willst Du? Von der Luft kann man nicht leben!“

Bei Tisch würde gerade keine sonderlich fröhliche Stimmung geherrscht haben, wenn nicht Graf Thure und die Professorin etwas Leben in die Gesellschaft gebracht hätten. Mila Moensbrugg war eine sehr hübsche und lustige Frau von erst sechsunddreißig Jahren, die ebenso wie Graf Thure, das Leben von der leichteren Seite nahm, woher sie sich denn auch ausgezeichnet mit jenem verstand. Er machte gern die Nur und sie ließ sie sich gern machen; wenn sie dabei auch manchmal ein wenig die Grenzen überschritt, so nahm ihr das im Grunde niemand übel, weil man allgemein wußte, daß sie ihren viel älteren Gatten zärtlich liebte und in glücklicher Ehe mit ihm lebte. Der greise Hausherr amüsierte sich aufrichtig über das heitere Wortgeplänkel der beiden und warf bisweilen ein etwas derbes und bissig klingendes, aber im Grunde nicht böses gemeintes Scherzwort mit ein, aber die andern Tafelgäste verhielten sich trotz der kostbaren Weine und erlesenen Speisen, die man ihnen servierte, ziemlich ablehnend und schweigsam. Es war, als ob etwas auf ihnen lastete, das sie um so mehr drückte, je weiter das Mahl seinen Fortgang nahm.

Endlich war es zu Ende, man erhob sich und wünschte sich „gesegnete Mahlzeit“. Eingedenk der Bitten, die ihr Vater und Arno an sie gerichtet hatten, machte Klare den Vorschlag, in den Garten zu gehen, um so den beiden

einzige, der sich in „Villa Fredericia“ — so hatte der Alte sein Lusthaus getauft — nicht langweilte, denn sein glückliches Temperament ließ ihn auch aus solchen Dingen, die für andere Sterbliche eine Quelle des Verdrußes waren, Honig saugen.

Auch heute trat er wohlgemäß — strahlend wie ein junger Gott, wie Graf Waldeemar zu sagen pflegte — in dem hellen, auf eine Terrasse führenden Gartensaal ein, in dem der alte Herr seiner Gewohnheit nach die Seinen empfing. Außer Graf Thure mit Tochter und Neffe, gehörten noch der Professor von Moensbrugg — der Sohn von Graf Waldeemar's längst verstorbener Schwester — mit seiner Gattin und seinem Sohn aus seiner ersten Ehe, sowie drei bejahrte Komteßen Kriegsheim, weilläufige Verwandte mütterlicherseits des Alten, zu seinen regelmäßigen Gästen. Die Bregenz waren diesmal die zuletzt gekommenen und Graf Waldeemar ließ es daher auch nicht an bissigen Bemerkungen wegen ihres späten Kommens fehlen.

„Wahrscheinlich wieder mal ein Rendezvous gehabt?“ wandte er sich an Graf Thure. „Da muß der Alte natürlich zurückstehen! Wer war denn die Glücklich?“

Doch der Angeredete war nicht so leicht zu verblüffen. „Die Glücklich, Dufel?“ fragte er gutgelaunt. „Du willst wahrscheinlich sagen, die Glücklich!“ Und als ob er Mühe hätte, sich der Namen all' der von ihm bevorzugten Dämchen zu erinnern, fuhr er, an den Zimmern nachzählend, fort: „da ist zuerst die Polli vom Ballett, dann die Else, die Berta, das Fräulein —“ „Wächst Du uns nicht mit Erwählung Deiner zweifelhaften Damenbekanntschaften vor, lieber Vetter?“ fiel Komtesse Laura, die Älteste des gräflichen Schwefternkreises mit vorwurfsvoller Miene ein, indem die beiden jüngern Schwestern vergeblich versuchten, zu erröten.

„Kann ich dafür, Ausfinden, daß sie sich so um mich reifen?“ meinte Graf Thure.

Zum Glück trat jetzt der alte Friedrich ein und meldete, daß serviert sei. Der Hausherr reichte der

Der Scharfrichter von Preußen.

Ein Besuch bei Reindel in Magdeburg.

Die Frage, ob die Todesstrafe abgeschafft oder beibehalten werden soll, hat in letzter Zeit, kürzlich erst auf dem 31. Juristentage, vielfach die Gemüter beschäftigt. Die Dtsch. Juristenztg. veranstaltete in ihrer letzten Nummer eine Rundfrage über das gleiche Thema und ließ eine Anzahl der bedeutendsten Persönlichkeiten zu Worte kommen, die sich in mehreren Fällen für die Todesstrafe aussprachen. Bei diesem Anlasse ist es nicht uninteressant, die Mitteilungen und Meinungen eines Mannes zu hören, der zwar kein Rechtsgelehrter ist, aber die Todesstrafe aus eigener praktischer Anschauung wohl am besten kennt.

An der Grenze des Weichbildes von Magdeburg liegt eine einsame kleine Steintuhlenstraße. Dort stehen die letzten Häuser, und das Feld beginnt. Hart am Wiesengraben, auf einer sanften Erhöhung steht ein ebenerdiges Gebäude, dessen Vorgärtchen hohe Palisaden umfrießt, auf die Stadt, die Häuser und Türme. Dort wohnt in abgelegener Stille mit seiner Familie Herr Ernst Reindel, ehemals „Scharfrichter von Preußen“ und Abbedermeister, jetzt ehrfamer Rentier, der seine Tage in Ruhe, Frieden und Glück hier beschließt.

Da steht er denn nun vor mir: mässig, breit, wie ein Bär. Angetan mit Lodenflaus und Jagdmütze. Das eine Auge hält er zugekniffen, das andere mustert scharf und misstrauisch den fremden Gast. Es liegt etwas Stilles in diesem Bilde, eine unerklärliche Gewalt der Faszination, die erschauern macht. Mit dem Auge des Scharfrichters hat es auch, wie Herr Reindel erklärt, ein besonderes Bewandnis: Es wirkt auf den armen Sünder lähmend und fürchterlich.

Allmählich verliert der Hausherr seine Verschlossenheit und beginnt zu plaudern. Borerst erkundigt er sich nach Berlin, er ist in Berlin geboren, hat aber seine Heimat seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Dann beginnt er von der Vergangenheit zu erzählen, seiner Familie, seinen Erlebnissen. Das Scharfrichtergewerbe hat sich bei den Reindels schon seit Generationen vererbt. Der alte Reindel, der vor wenigen Jahren hochbetagt gestorben ist, hat es zeitlebens betrieben. Er arbeitete nicht allein mit dem Beil, sondern auch mit dem Schwert und jener Guillotine, die König Jerome von Westfalen, Napoleons Bruder, aus Frankreich herüber hatte bringen lassen. Achtundsechzig Jahre zählte der alte Reindel, als er seine letzte Hinrichtung vornahm (der Erzählende gebraucht den Ausdruck „Vollstreckung“) und damals hatte er die goldene Hochzeit schon längst gefeiert. Im ganzen hat der Alte zweihundertunddreizehn Mann vom Leben zum Tode befördert, zweihundertunddreizehnmal das Entsetzen und die fürchterliche Angst seiner Opfer mit angesehen. Reindel jun., vordem des Vater Gehilfe, hat dann dessen Erbe angetreten. Beil und Bloß waren ihm in lechtwilliger Verfügung hinterlassen worden, zugleich auch die Memoiren, die der alte Reindel in seinen letzten Jahren abgefaßt hat, und die Atteste über sämtliche Vollstreckungen. Ernst Reindel zahlte dann an seine Geschwister bei der Teilung des Erbes als Ausgleichssumme 3000 Mark aus.

Während der Erzählung holt er aus einem Schranke das Beil hervor. In einem länglichen, schwarzen Kasten ist das Instrument aufbewahrt und ruht darin auf dunklem Samt gebettet. Er hebt es, und die blanke Schneide funkelt unheimlich im rötlichen Lichte der Novembersonne, die durch das Fenster hereinscheint. Der Schaft ist etwa einen halben Meter lang, schon abgegriffen und dunkelbraun gefärbt, vom vielen Menschenblute. Die Klinge selbst ist blank und trägt den Familiennamen eingraviert: „Friedrich Reindel, Scharfrichter von Preußen.“ Das Beil stammt aus dem Jahre 1838, ist die Arbeit eines Dorfschmiedes, und niemals während dieser langen Zeit ist der Stahl geschliffen worden, trotzdem aber hat die Schneide unverändert ihre Schärfe behalten. Es ist ein schweres Instrument und wiegt etwa fünfzehn Pfund.

Herrn Gelegenheit zu geben, mit dem Großvater, der nach Tisch seine Zigarre in der Bibliothek rauchte, nach einander unter vier Augen zu reden. Doch, sie hatte sich verrechnet, da der Professor von Moensbrugg sich bereits erbot, dem Alten Gesellschaft zu leisten. So mußte sie wohl oder übel es geschehen lassen, daß alle, mit Ausnahme des Professors, einen gemeinsamen Spaziergang in den weiten schattigen Alleen unternahmen. Eine Weile hörte sie geduldig die endlosen Lamentationen der Kriegsheime über ihren unglücklichen Hauswirt, welcher sich durchaus nicht dazu bequemen wollte, statt des alten qualmenden Kuchens in ihrer Wohnung einen neuen setzen zu lassen, mit an, dann aber konnte sie das Gespräch nicht länger ertragen und machte sich los, um allein eine einsame Stelle des Gartens aufzusuchen. Hier ließ sie sich unter einer breitläufigen Linde nieder und überließ sich ihren Gedanken, die von neuem zu den tröstlichen Finanzverhältnissen ihrer Familie zurückkehrten.

Wie war es nur möglich gewesen, daß sie vordem so sorglos und leichtfertig dahingelebt? Die ewige Geldnot in ihrem Hause hatte sie ja auch früher gequält, aber immer wieder war rasch ihr fröhlicher Jugendmut zurückgekehrt. Warum wollten die peinigenden Grubeleiden sie denn jetzt nicht verlassen? War es denn schlimmer geworden? Sie sann und sann, und aus den Schatten der Vergangenheit, die sie vor ihr geistiges Auge rief, tauchte allgemach eine zarte, müde Gestalt mit blassem, engelähnlichem Antlitz und traurigen, hülfesuchenden Augen auf — die ihrer Mutter. Was hatte die arme, schwache Frau nicht gelitten an der Seite des Gatten, der ihr und sein, wenn auch nicht allzugroßes, aber zu einem standesgemäßen Dasein doch vollstaus genügendes Vermögen verschwendete, der sie vernachlässigte und betrog und den sie doch liebte mit einer wahnwitzigen, verzehrenden Liebe,

Auf die Frage, ob es eines bestimmten Kunstgriffes bei den Vollstreckungen bedürfe, schüttelt Herr Reindel verneinend den Kopf und erklärt, es gehöre nur dazu ein gewisses Augenmaß und die unerschütterliche Sicherheit der Hand. Niemals ist ihm eine Hinrichtung mißlungen, niemals hat er Furcht oder Unruhe verspürt. Auch haben ihn niemals Gewissensbisse gepeinigt, denn er hat sich immer als Vertreter des Gesetzes gefühlt, und aus seinen Worten spricht ein tief innerlicher und überzeugter Satz gegen alles Verbrechertum. „Der Scharfrichter selbst muß“, so sagt er, „ein Mensch von der besten moralischen Führung sein; dies wird auch von den Behörden verlangt, und wie er sich das geringste zu Schulden kommen läßt, verliert er unweigerlich sein Amt.“ Trotzdem erklärt sich Herr Reindel, nach all dem, was er gesehen und erlebt hat, als ein Gegner der Todesstrafe; sie wird unter dem Ausschlusse der Delfentlichkeit vollzogen und verliert aus diesem Grunde viel von ihrer abschreckenden Wirkung. Die Strafe selbst wird so human wie möglich gehandhabt; so weit seine Erfahrungen reichen, trat in allen Fällen der Tod augenblicklich ein und für den schrecklichsten Moment hält er die wenigen Minuten, die der Vollstreckung selbst vorangehen. Diese kurze Zeitspanne bildet die eigentliche Strafe. Der Delinquent ist fast immer, wenn er zum Bloß geführt wird, bereits mehr tot als lebendig und vollkommen willenlos. Ausnahmen kommen ja allerdings vor. So erzählt Herr Reindel von einem Falle, wo der Mörder bis zum letzten Augenblicke den Mut nicht verlor und den Staatsanwalt und die Gerichte in wüsten Ausdrücken beschimpfte: Er nannte sie Verbrecher und Mörder! In einem anderen Falle gelang es dem Delinquenten, noch im letzten Augenblicke zu entkommen. Die Mauer des Hofes, wo die Vollstreckung vorgenommen werden sollte, hatte ein unvergittertes Fenster. Der zum Tode Verurteilte riß sich an den Stufen des Schafotts los, sprang durch das Fenster und, obgleich er bei dem Sprunge sich den Fuß verstauchte, gelang es ihm, trotzdem zu flüchten. Er wurde allerdings bald danach wieder gefaßt, jedoch nur zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, da er einmal dem Scharfrichter entkommen war und das Gesetz eine zweite Justifikation nicht zuläßt. Ein solcher Fall steht natürlich ganz vereinzelt da.

Das Gewerbe des Scharfrichters ist eigentlich ein ganz freies Gewerbe. Trotzdem er der Vollstreckung der gesetzlichen Justiz ist, steht er zu den Behörden in einem ganz loseren Verhältnis. Er bezieht kein festes Gehalt, sondern wird für jede einzelne Vollstreckung bezahlt. Die Bezahlung war früher besser, als jetzt. Der Preis ist im Laufe der Zeit herabgebrückt worden. Früher bekam der Scharfrichter jedesmal 150 Mark; außerdem liquidierte er für jeden seiner Gehilfen 20 Mark, sowie die Unkosten für die Reise, für die Abnutzung des Beiles und des Bloßes; auf diese Weise bekam er für jede Hinrichtung rund 300 Mark. Jetzt werden nur 100 Mark gezahlt. Die Verständigung für jede Verurteilung findet ganz im Geheimen statt, entweder durch eingeschriebenen Brief, oder direkt durch einen Vertreter der Staatsanwaltschaft. Niemand, auch die nächsten Familienangehörigen, dürfen etwas davon wissen, und selbst die Gehilfen erfahren erst am Bahnhofe, wohin die Reise gehen soll. Diese Maßregel wird deshalb gehandhabt, um jegliches unliebsame Aufsehen zu vermeiden. Bevor der Scharfrichter seine Arbeit ausführt, muß er von der Staatsanwaltschaft Einbild in sämtliche Strafkasse bekommen haben, so daß er nicht als blindes Werkzeug arbeitet, sondern in jedem Falle genau weiß, aus welchem Grunde er die Todesstrafe vollstreckt.

Früher gab es in ganz Preußen nur einen einzigen Scharfrichter, eben den alten Reindel, der auch eine gewisse Popularität genoss. Jetzt hat der Stand mehrere Vertreter. Das väterliche Gewerbe hat der Sohn, der nun auch im sechzigsten Lebensjahre steht, im Jahre 1900 aufgegeben und sich zur Ruhe gesetzt. Nachfolger wurde sein Schwager, ein Mann namens Engelhardt, der jedoch keinen einwandfreien Lebenswandel führte und deshalb vor fünf Jahren abdankte. Sein Honorar

die bis zu ihrem letzten Atemzug dauerte! „Sei ihm eine treue Tochter, denn nie schlecht von ihm —“ hatte sie noch in der Stunde ihres Todes zu der erst vierzehnjährigen Claire gesagt — „er ist gut, er kann nicht anders — das leichte Blut ist ihm angeboren.“ Allmal, wenn später der Zorn in ihr die Oberhand gewinnen wollte, weil der Vater wieder einmal die letzten paar Taler aus dem Hause trug, vergegenwärtigte sie sich die Worte der Mutter, und ihr Groll verwandte wie Schnee im Sonnenlicht. Hatte sie ein Recht den Vater zu verurteilen, der ihr stets nur Liebe erwiesen, wenn die Frau, die so viel durch ihn gelitten, ihn nicht anlagte? Vielleicht hatte sie, die mit ihrer trübsinnigen Art so ganz und gar nicht zu ihm paßte, auch nicht verstanden, ihn zu behandeln? Claire vermochte sich's recht wohl vorzustellen, daß es für einen von Lebenskraft und -lust überprudelnden Mann eine wahre Prüfung sein mußte, sich beständig der Leidensmühe der tränkenden, schwerblütigen Frau gegenüber zu sehen und deren klagende Stimme zu hören, die wie ein ewiges Geulzen klang. Machte das Wesen der Mutter doch selbst sie, die Tochter, oft ungeduldig! So fand sie immer mehr Entschuldigungsgründe für den Vater und als die Mutter dann zur letzten Ruhe eingegangen war, setzte sich der Plan in ihrem jungen Kopf fest, den Papa durch kluge Beeinflussung ihrerseits zu einem soliden u. sparsamen Menschen zu erziehen. Das gelang ihr nun freilich schlecht. Traß Thure hörte ihre Ermahnungen mit lebenswüthiger Bereitwilligkeit an, versprach, alles zu tun, was sie wollte, hielt aber nichts — buchstäblich nichts. Stellte sie ihn dann zur Rede, so zog er sich mit einem Scherz aus der Affaire. Als er schließlich, unmittelbar nachdem er feierlichst Besserung für alle Zeiten gelobt, rasch nach einander zwei unglaublich törichte und für ihn charakteristische Handlungen begangen, gab sie jeden

wurde ihm einmal von Gläubigern mit Arrest belegt. Ihm folgte Herr Karl Gröpler, früher Reindels Gehilfe, der jetzt gleichfalls in Magdeburg wohnt und nebenbei das sehr gut gehende Geschäft eines Wäschereibesizers betreibt. Gröpler, der erst vor kurzem in Kiel zu tun hatte, wohnt nebst zahlreichen anderen Mietern mitten in der Stadt in einem vierstöckigen Gebäude und ist ein Mann von durchaus harmlosem Aussehen und freundlichen Umgangsformen. Gröpler hat mit einzelnen preuß. Provinzen ein kontraktliches Abkommen. In den fünf Jahren seiner Tätigkeit hat er bereits vierzig Hinrichtungen vollzogen. Mit seinem früheren Lehrmeister ist er verfeindet.

Nachdem er seine Mitteilungen beendet, führt mich Herr Reindel noch in seinem Hause umher. Mit väterlichem Stolz zeigt er seine Kinder, ein fünfzehnjähriges hübsches Mädchen, das, wie der Vater mit Selbstbewußtsein feststellt, bereits 130 Pfund wiegt; seinen kleinen elfjährigen Sohn, der fleißig zur Schule geht, und dem er dereinst ein ganz beträchtliches Vermögen hinterlassen kann. Welchen Beruf der Knabe wählen soll, darüber hat sich der Vater noch nicht entschieden, jedenfalls nicht den, den er selbst betrieb, allein nicht etwa aus moralischen Gründen, sondern „weil die Sache nichts mehr einträgt“. Herr Reindel bewohnt mit Frau und Kindern drei Zimmer, die mit bürgerlicher Wohlhabenheit ausgestattet sind; es fehlen nicht einmal das Telefon und ein Klavier. Er zeigt mir verschiedene Porträts seines Vaters; es sind Bilder eines freundlich und gutmütig aussehenden Greises, dem man durchaus nicht ansehen kann, welchen Beruf er ausgeübt hat. Auch die Stallungen zeigt er mir, wo zwei junge, prachtvolle Rappen stehen, seine Hunde, seinen Geflügelhof.

All dies bietet das Bild eines ruhigen Glüdes und friedlicher Beschaulichkeit. Beim Abschied geleitet mich der Hausherr noch höflich bis zum Tore, grüßt; doch — ist es Zufall oder Ueberlegung? — die Hand reicht er nicht.

Erhard Breiter.

Westfalen-Rheinland.

Ein Wahl-Streitfall, wie er in dieser Art noch nicht dagewesen, hat das Herbeder Stadtverordneten-Kollegium beschäftigt. Bei der letzten Stadtverordnetenwahl hatte ein Wähler seine Stimme abgegeben, war aber nach einer Stunde wiedergekommen und hatte seine Wahl abgeändert, was vom Wahlvorstand gestattet worden war. Die Folge war eine Stichwahl, bei der ein Kandidat mit einer Stimme Mehrheit siegte. Es wurde Einspruch erhoben, und während der Magistrat die Gültigkeit der Stichwahl vertrat, entschied das Stadtverordnetenkollegium sich für die Ungültigkeit. Der Fall dürfte nun das Verwaltungsgericht beschäftigen.

Wer will 1000 Mark verdienen? In einer Zentrumsversammlung am zweiten Weihnachtstage in Namersheim war behauptet worden, der Bochumer Verein habe langjährigen Arbeitern das Weihnachtsgeld verweigert, weil sie nicht nationalliberal gewählt hätten. Von Seiten des Vereins wird diese Behauptung als eine Unwahrheit bezeichnet. Der Vorliegende, Geh. Commerzienrat Baare, verspricht dem eine Belohnung von 1000 Mark, der nachweisen kann, daß auch nur einem einzigen Jubilar, der zu der Weihnachtsspende berechtigt war, diese nicht bewilligt worden sei.

Opfer einer Schlägerei. In Herdorf, Kreis Siegen, kam es zwischen Vergleuten zu einer Schlägerei, bei der das Messer gebraucht wurde. Zwei Vergelte blieben tot auf dem Platze, dem einen war das Messer ins Herz, dem anderen in die Lunge gegangen. Als Täter wurde ein Vergemann aus Daaden festgenommen.

Todessturz. In der Sylvesternacht ist der Techniker Heitmann zu Essen von dem Balkon seiner Wohnung gestürzt. Seitmann, der alleinlebend und ledig war, wurde auf dem Bürgersteig liegend aufgefunden. An den Folgen der Verletzungen ist er bald darauf gestorben. S. der angeblich angekränkelten nach Hause gekommen ist, hat vermutlich beim Sinauslehnen über den niedrigen Balkon des dritten Stockwerks das Gleichgewicht verloren.

Ein heftiger Messerkampf wurde bei Niederlahnstein unter einem Trupp fremder Arbeiter in einem Eisenbahnwagen 4. Klasse ausgefochten, wobei es zahlreiche Verwundungen gab. Schließlich wurde die Notbremse gezogen, doch brauchte das Dienstpersonal 20 Minuten, um die Kämpfenden auseinander zu bringen. Mehrere Schwerverwundete wurden in ein Krankenhaus gebracht.

Versuch, den Vater zu erziehen, auf. Das eine Mal handelte es sich darum, daß er, der zu jener Zeit sich ein Reitpferd hielt — etwas, das wahrhaftig nicht im Verhältnis zu seinen Vermögensverhältnissen stand — in einer Apotheke Bibergeil — ein Abführmittel für Pferde — für das Tier bestellte. Jemand hatte ihm geraten, dem Pferd dies Medikament einzugeben. Graf Thure, der keine Ahnung hatte, was das Mittel kostete, noch wieviel man davon gebrauchte, schickte einen Diener nach der Apotheke, mit dem Auftrag, ihm drei Pfund Bibergeil zu bringen, worauf der Apotheker fragen ließ, ob der Herr Graf sich nicht bezüglich der Quantität geirrt hätte. Graf Thure, der sich momentan in sehr gehobener Stimmung befand, erwiderte stolz: „Ich irre mich nie. Ich will drei Pfund Bibergeil und sofort der Herr Apotheker nicht so viel vorrätig hat, so mag er es sich anderweitig bestellen — ich halte aufrecht, was ich gesagt habe.“ So wurden denn drei Pfund von dem Medikament — genug, um einen großen Marktall auf dreißig Jahre damit zu versorgen — verschrieben und dem Grafen ins Haus geschickt, mit samt der Rechnung, die mehrere tausend Taler betrug! Natürlich beispielloses Entsetzen des Bestellers, aber als Kavaliere, der er war, machte er nicht den leisesten Versuch, den Handel rückgängig zu machen, sondern bezahlte sein Bibergeil mit den spärlichen Resten seines Vermögens.

(Fortsetzung folgt.)

Die ungarischen Frauenvereine haben beim zuständigen Minister durch eine Deputation beantragt, zu verfügen, daß alle Gasthäuser und Brauereiwirtschaften von Samstag mittag bis Montag früh vollständig zu schließen sind. Im Kampfe gegen die Trunksucht wäre das gewiß ein bedeutender und erfolgreicher Schritt. Der Minister will sehen, was sich tun läßt.

Vom sozialen Felde.

Mangelnde Nachtruhe der Schulkinder, die durch fahrlässiges Verhalten der Eltern bewirkt wird, stellt Dr. Hermann Weimar in der Monatschrift für höhere Schulen in einer Sammlung statistischen Materials über die „Vergnügungen“ der Kinder fest. Weimar selbst hat einige Zählungen vorgenommen. Er fand in einem Spezialitätentheater an drei aufeinander folgenden Tagen, 35, 26 und 43 Kinder; während der Ringkämpfe stieg die Zahl auf 83. Noch viel größer ist die Zahl der Schulkinder, denen bis in die Mitternacht hinein auf Ausstellungen, in Kinos und Wirtschaften der Schlaf geraubt wird. Auf der Wiesbadener Gewerbeausstellung dieses Jahres zählte am 30. September Dr. Weimar 424 Kinder, die zwischen 9½ und 11½ Uhr nachts die Ausstellung verließen. Auf den Berliner Straßenbahnen ist an den späten Sonntagabenden ähnliches zu beobachten.

Der deutsche Kronprinz, der ebenso wie sein kaiserlicher Vater ein leidenschaftlicher Jäger ist, hat auf seiner Reise durch Indien in ausreichendem Maße Gelegenheit, seiner Vorliebe für das Wildwerk Ausdruck gegeben. Bieten doch gerade die riesigen Urwälder des Wunderlandes mit ihrem unermesslichen Wildreichtum einem guten Schützen genügend Gelegenheit, manch seltenes Stück Wild zu erlegen und besonders die Elefantenjagd sowie die Jagd auf Königstiger ist trotz ihrer Gefahren, die allerdings bei Kronprinzenjagden auf ein Minimum beschränkt werden, von außerordentlichem Reiz. Daß Kronprinz Friedrich Wilhelm ein guter Schütze ist, hat er auf Hojagden in seinem Vaterlande oftmals zur Genüge bewiesen und so kann es nicht Wunder nehmen, daß so mancher Riese unter den Tieren, der sich ja bekanntlich in Indien noch mehr als anderswo in unbeherrschbarer Wildheit erhalten hat, die Augen des königlichen Schützen zu spüren bekam. Unser heutiges Bild zeigt den Kronprinzen neben einer seiner riesigen Jagdbeuten.

Allerlei.

Wenn man nicht chinesisch versteht. Der Boss. Jg. wird geschrieben: Der Kaufmann K. in der benachbarten Stadt M. . . der u. a. auch Tee feilhält, hatte zu dessen Empfehlung die sauberen chinesischen Schriftzeichen des Umschlages für den Aushang vor seinem Laden elegant kopieren lassen. Ein „Schriftgelehrter“, der diese Aufschrift im Vorübergehen las, brach in lautes Lachen aus und trat bei dem Ladenbesitzer mit der Frage ein: „Wissen Sie denn, was die bunten Hieroglyphen an Ihrem Schaufenster besagen? — Dreimal gebrühter Tee für die versch. Christenhund!“

Wie sehr in unserem Schutzgebiet Riachou die Hauptstadt Tsingtau auch den Handel der im Hinterland Riachous befindlichen Provinz Tsichu an sich gezogen hat, geht aus einem Bericht des kaiserlichen Konsulats hervor. Danach vollzieht sich schon seit 2 Jahren die Einfuhr von Baumwollwaren nur noch über Tsingtau, ebenso die Ausfuhr von Seide und von Strohpfeilen, welche letztere einen bedeutenden Anteil am Ausfuhrhandel einnehmen. Im Jahre 1896 wurden erst für ¼ Million Mark Strohpfeile über Tsingtau ausgeführt, 1909 aber für fast 3 Millionen.

Die Nachfrage nach Farmländereien am Rissmandschou und am Meru-Berge ist in den letzten Monaten so groß gewesen, daß nun alle Plätze, nicht nur die guten, vergeben sind. Das ganze Gebiet ist tatsächlich „ausverkauft“. Das Land ist zum größten Teile sehr fruchtbar und wasserreich, allein es gibt auch viele ausgedehnte Strecken, für deren Verpachtung das vorhandene Wasser nicht ausreicht, zumal in der Trockenheit alle Bäche vollständig austrocknen. So müssen hunderte von Tiefbohrungen vorgenommen werden, um Grundwasser zu gewinnen.

Berliner Kinder. Eine neunjährige Gemeindeschülerin bearbeitete dieser Tage ihr Aufsatzthema: „Was ich gern werden möchte“ folgendermaßen: „Ich möchte gern Hausfrau werden. Ich lüfte mit einem jungen Mann mit vielem Geld. Er muß hübsch sein und mich sehr lieb haben. Er muß Doktor sein. Wir wohnen vorn 1 Treppe mit 8 Zimmern, etwa Wohn-, Schlaf-, Kinder-, Warte-, Speiszimmer. Die Möbel erhalten wir von uns. (Vater ist Möbelhändler.) Wir bekommen 2 Kinder, blond und schwarz, alles Loden. Sie sollen Hölzchen und Eibisch heißen. Sie sollen studieren, um Doktoren wie mein Mann und Zahnärztin zu werden.“ — Ob sich der Rappentorfer das alles so vorzeichnen lassen wird? Zwei Kinder, blond und schwarz, und auch noch „alles Loden“! Das könnte der kleinen Berliner wohl so passen!

Ein moderner Hans Sachs. In einem Weimarer Blatte bringt sich ein Schüler dem Publikum mit folgender Anzeige in Erinnerung: „Dem geschätzten Publikum die ergebene Mitteilung, daß ich nach wie vor bestrebt bin werde, sowohl schwer- als leichtverwundete Stiefel und Schuhe unter Berechnung billiger Kautosten gründlich zu heilen, ferner durch Geraderichten der Absätze meine Klienten vor einem schiefen Lebenswandel zu bewahren. Bei mir gekaufte oder nach Maß gefertigte Stiefel haben viele Vorzüge. Die Sohlen sind fest wie Panzerplatten, die Züge dehnbar wie eine Reichstagsverhandlung, das Oberleder haltbar wie der lange Feinrich, und dabei zieren sie den Fuß, wie die Unschuld das Gesicht des Kindes. Mein Hauptbestreben wird es sein, die werte Kundschaft dauernd auf den Weinen zu erhalten, und wünsche ich jedem ein flottes Wohlgehen von Herzen.“ — Wünschen wir dem talentvollen Jünger Hans Sachsens eine zahlreiche Kundschaft und seinen Sohlen die Stärke seiner Kellame.

Ueberrfahren. In der Station Bludenz der Arlbergbahn entgleiste knapp vor dem Wechsel eine Lokomotive mit einem Schneepflug. Auf dem Schneepflug befanden sich, entgegen der Vorrichtung, acht Arbeiter, die alle herausgeschleudert wurden. Fünf fielen unter die Räder der Lokomotive, drei waren sofort tot, zwei wurden schwer verletzt.

Liebesdrama. In Sonnetal in Unterfranken spielte sich eine blutige Liebestragödie ab. Dort erlag der Steinbruchsarbeiter Martin Dorn seine Geliebte, die 19jährige Arbeiterin Emilie Mosbacher, vor den Augen ihrer Eltern. Während der Tat rief er die Worte: „Rein anderer soll sie kriegen!“ Die Eltern hatten einen Beiratsantrag Dorns zurückgewiesen.

Prinz Viktor Napoleon und seine Gemahlin, die Prinzessin Clementine, hielten am Dienstag, von Wien kom-

obachten. Freilich ist nicht immer Unvernunft der Eltern daran schuld, sondern auch das Unvermögen, die Kinder zu Hause unter genügender Aufsicht zurückzulassen. Jeder Besuch befreundeter Familien oder von Vergnügungstätten dehnt sich aber in den Großstädten infolge der großen Entfernungen allzuleicht bis in die Nachstunden aus.

Die Feststellung des Körpergewichts u. der Körperlänge von Schulkindern in Hannover, die im Schuljahr 1903/08 an 21705 Schülern vorgenommen worden ist, zeigt, daß die Schüler der am Umfange der Stadt gelegenen Schulen im Durchschnitt fast um 3 Pfund schwerer sind als die der in der Stadtmitte gelegenen. Jeder Hilfsschüler ist im Durchschnitt um 1,027 Kilo leichter als ein Schüler der Normalschulen. Dasselbe Ergebnis hatte die Messung der Körperlänge. — Das sind wieder einmal Ziffern, die eine sehr deutliche Sprache reden.



Der deutsche Kronprinz auf dem Rücken eines von ihm erlegten Elefanten auf Ceylon.

mend, ihren Einzug in Brüssel. Die katholische Bevölkerung bereite dem Prinzen, der keine Disposition in Rom so eingerichtet hat, daß ihn der Papst nicht empfangen konnte, keinen besonders herzlichen Empfang.

Das Ende eines Geizhalses. In la Garenne in Frankreich wurde ein alter Mann verhungert aufgefunden, obwohl er vor einiger Zeit bei einem Notar 70 000 Franken hinterlegt hatte.

Eine furchtbare Billardpartie. Zwei Pariser Lumpenjammerbanden stehen seit etwa Jahresfrist auf dem Arlesstraße gegen einander und liefern einander häufig blutige Gefechte. Bei einem dieser Kämpfe tötete ein gewisser Guillon einen anderen Lumpenjammer namens Mitrid. Die Freunde des Getöteten beschloßen Mordtrache zu nehmen. Dienstag spielte man in einer Kneipe von Baugraben auf dem Billard den Kopf des Verurteilten aus. Derjenige Spieler, der die Partie verlor, sollte den Mord begehen. Die Partie wurde in Seelenruhe zu Ende gespielt. Der Verlierer Mitrid, ein Bruder des von Guillon Getöteten, erklärte sich bereit, die ihm zufallende Aufgabe zu lösen. Er lauerte in Gesellschaft einiger Spießgesellen Guillon auf, und als sie seiner anständig wurden, fielen sie über ihn her, warfen ihn zu Boden, zwei Leute hielten ihn fest, und Mitrid schloß ihm zwei Kugeln in den Kopf, während ein Spießgeselle den wehrlos Daliegenden mit dem Messer bearbeitete. Nach Verübung des Mordes ließen die Mörder die Leiche liegen und ergriffen die Flucht. Die Polizei kennt sie und hofft, ihrer habhaft zu werden.

Des Vaters Strenge. Vor dem Londoner Totenschauergesicht fand die Verhandlung über den Tod der 18jährigen Frau Charlotte Sannes statt, die sich von der Westminsterbrücke in die Themse stürzte. Ihr Gatte, der 23jährige Georg Sannes, erklärte, daß er seine Frau gegen den Willen der Eltern derselben in England geheiratet habe. Seine Gattin sei ihren Eltern fortgelassen, als sie 16 Jahre alt war. Nach ihrer Trauung seien sie nach Deutschland zurückgekehrt, doch hätten ihnen die Eltern nicht verziehen, so daß sie vor fünf Wochen nach England zurückkehrten. Sannes konnte hier keine Beschäftigung finden, weshalb die Gatten große Entbehrungen litten. Die Verstorbenen schrieb an ihren Vater, erhielt aber wieder eine abschlägige Antwort. Darauf habe sie sich das Leben genommen.

In einem Wahnsinnsanfall durchschnitt die 28-jährige Beamtenfrau Anna Rauff in Wien ihrem 6 Wochen alten Knaben sowie ihrem vierjährigen Tochterchen mit einem Rasiermesser die Kehle. Darauf verübte sie auf gleiche Weise Selbstmord. Mutter und Sohn waren auf der Stelle tot; das Mädchen liegt im Hospital hoffnungslos darnieder.

Ein Postamt durch Banditengeplündert. Aus Rom wird gemeldet: Bewaffnete Banditen plünderten das Postamt eines Ortes in der Landschaft Cassari. Zwischen den Räubern und Carabinieri entwickelte sich ein Feuergefecht. Ein Bandit wurde erschossen, die anderen entkamen.

Tribüneneinsturz während einer Prozession. In der Umgebung von Lissabon stürzte eine Tribüne ein, auf welcher 500 Personen Platz genommen hatten, um einer Prozession zuzusehen. Vier Personen wurden getötet, 23 schwer verletzt. 1000 erlitten leichtere Verletzungen.

Kuhverbote aus alter Zeit. Ein „Kühen in Ehren“ wird auch in unsern Tagen manchmal mit erschütternder Geldstrafe bestraft, die den alten Satz „Lügen strafft“, daß ein Kühen in Ehren niemand verwehren könne. Daß die Vergeltung oft noch viel rigorosere verfuhr, beweist ein Dekret, das der Gouverneur von Rom Monsignor Bandieri unter dem Pontifikat des sittenstrengen Papstes Benedikt XIII. i. J. 1727 erließ. Hier heißt es: Wer eine ehrbare Frau mit Gewalt zu fassen versucht, wird, auch wenn er nicht zur Ausführung seines Vorhabens gelangt, mit Einziehung seines

Vermögens und lebenslänglicher Zwangsarbeit bestraft. Geht die Frau zum Zwecke der Verhinderung oder Herbeiführung der Ehe, so verfällt der Verächter nach Ermessen des Gouverneurs dem Tode. — Das in der päpstlichen Druckerei erschienene, wahrhaft drakonische Gesetz ist glücklicherweise nie in Kraft getreten.

Ein schweres Eisenbahn-Unglück ereignete sich in Schottland. Bei der Kreuzungsstation Hawes auf der Midlandbahn stieß der schottische Expresszug mit den beiden vorausfahrenden Lokomotiven zusammen. Die Gewalt des Zusammenstoßes war so groß, daß die beiden vorausfahrenden Lokomotiven eine große Strecke nach vorwärts geschleudert und vollständig zertrümmert wurden. Die beiden Maschinen des Expresszuges entgleisten und stürzten um. Der Zug war sehr lang und mit etwa 500 Passagieren besetzt. Es wird berichtet, daß alle Wagen einschließlich des Schlafwagens, aber mit Ausnahme des hinteren Bremswagens in Brand gerieten. Mehrere verlorne Körper wurden unter den Trümmern gefunden. Ein Mitreisender erzählt, er habe ein Kind vor den Augen seiner Eltern verbrennen sehen. Umständlich wird die Zahl der Getöteten auf neun angegeben. Da die Nacht sehr dunkel war und der Ort der Katastrophe sehr vereinsamt liegt, konnte nur geringe Hilfe geleistet werden.

Brown war ein wichtiger Mann. Brown hatte auch eine Frau. Frauen müssen Geburtstagsgeschenke erhalten, und am ersten Geburtstag seiner Frau nach der Hochzeit überreichte er ihr ein herrliches Diamantenhalsband. Das war nicht so unbedacht, als man vielleicht denkt. Denn jeder Stein in dem Halsband stellte ein Lebensjahr der Frau Brown dar. Und das ließ er jeden wissen. Und an jedem Geburtstag sollte ein neuer Diamant hinzugefügt werden. Und auch das ließ er die Bekannten wissen. Er hat jetzt schon seit neun Jahren seiner Frau kein Geburtstagsgeschenk zu geben brauchen.

Ein merkwürdiges Skelett der Urzeit. Aus New-York wird berichtet: Eine ungewöhnliche Entdeckung ist in diesen Tagen im Bannkreis des Stadt New-York gemacht worden: in den „Ballstaden“ fand man ein wohl erhaltenes Skelett eines Dinosauriers, das eine Länge von 40 Fuß aufwies bei einer Höhe von 15–18 Fuß. Die Sachverständigen vom amerikanischen Naturhistorischen Museum erklären die Entdeckung als eine der bedeutendsten, die je östlich vom Mississippi gemacht wurden. „Der Dinosaurier“, so äußerte sich der paläontologische Assistent des Museums, „könnte vielleicht am besten als eine Art Kreuzung zwischen einem Apatosaurus und einem Stegosaurus bezeichnet werden, wobei alle Dimensionen auf das Höchste übertrieben erschienen. Es ist ein seltsamer Gedanke, sich auszumalen, daß dieses groteske Reptil vor vielleicht 10 Millionen Jahren an der Stelle hauste, wo sich heute am Broadway die gewaltigsten Wolkenkratzer erheben.“ Das Skelett wird dem Museum einverleibt, das sich bereits heute rühmen kann, die großartigste Sammlung von Dinosaurier-Gebeinen zu besitzen.

Zwei gelungene Scherze veröffentlicht das Neue Wiener Journal: Hier sind sie: 1. Szene: Ein Kaffeehaus. Er werden „Signale“ geübt. Der Leutnant, der dem Einjährigen Cohn schon lange etwas am Zeige fliden möchte, brüllte ihn an: „Einjähriger Cohn, signalisieren Sie einmal „Ja bin ein Dösel“.“ — Der Einjährige knippt sofort die Hader zusammen und erwidert prompt: „Zu Befehl, Herr Leutnant eine solche Respektwidrigkeit traue ich mich auch im Scherz nicht mit dem Herrn Leutnant zu machen.“ — 2. Ein Dienstmädchen, welches bei einer Amerikanerin bedienstet ist, hört mit Staunen, wie die Gnädige sagt: „Sehen Sie, Auguste, wenn hier in Berlin Tag ist, ist bei uns in America Nacht.“ — „Da werden sich die Gnädige aber schwer bei uns eingelegt haben“, erwidert der naive Küchenmagd.

Die klugen Briestauben. Der Herr Oberförster hatte wieder einmal das Blaue vom Himmel heruntergelogen, wobei natürlich die übermenschenähnliche Intelligenz seines Dodels den Kernpunkt der Erzählungen bildete. „Dös is gar nix“, entgegnete einer der Zuhörer, als der Jäger geendet hatte, „denn a Hund ist immerhin no a g'heits Vieh. Neulich hab' i aber Gelegenheit g'habt, d' Intelligenz von an ganz dummen Vogel zu bewundern. I hab' nämlich a paar Tauben z' Haus“, die i scho sechsmal verkauft hab', weil sie immer wieder zu mir zurückflogen sein. Der letzte Käufer, der über zehn Meilen von mir wohnt, hat dös aber g'pannt und hat hat ihna d' Flügel abgeschnitten, damits net wieder hamfliegen sönnn. Wißt's, was da die glücklichen Viecher tan habn? Se lan z' Fuß hanganga!“

Wie man früher mit den Zigeunern umging

Bezeichnend für die Art, wie man ehemals mit Zigeunern umbrang, ist eine „humane“ Verordnung vom Jahre 1656: daß man die Zigeuner, besonders die Frauen und Kinder, nicht gleich ertränken oder sonst jämmerlich umbringen sollte. Von 1685 bis 1726 ergingen elf kaiserliche Mandate gegen „das mühsiggängig-schädliche Zigeunergesindel“, deren mildestes war, sie „durch Soldaten zu exterminieren“ (über die Grenze weisen). In Böhmen errichtete man auf den Grenzen Pfähle und Tafeln, auf denen jämmerlich zerblaute Kerle abgemalt und die Strafen verzeichnet waren, die den Zigeuner bei Uebertretung der Grenze treffen sollten. In den Verordnungen der K. K. Ämter bediente man sich gegen die Zigeuner der Ausdrücke „vertilgen“, „austrotten“. Fliehende Zigeuner schloß man auf der Stelle tot. Die Strafen für das Einwandern bestanden beim ersten Betretungsfalle im Abschneiden des linken, beim zweiten des rechten Ohres, beim dritten im Tode durch Schwert oder Galgen. Im Braunschweigisch-Lüneburgischen sollte man sie „mit Nahrung der Gloden“ verfolgen, ihnen ihre Habe nehmen und bei Widerstand sie töten. Ein königlicher Befehl in Sachsen erteilte jedermann die Erlaubnis, Zigeuner auf der Stelle niederzuschießen. In Preußen trieb man sie mit Rutenschlägen über die Grenze. Der Kurfürst von Mainz ließ dagegen jeden Zigeuner ohne weiteres hinrichten, Frauen und Kinder aber „nur“ mit Ruthen streichen, brandmarken und über die Grenze jagen. Und so ging es überall. Nicht selten wurden ganze Banden da, wo man sie aufgegriffen hatte, meistens im Walde, an Bäumen aufgehängt. In Nürnberg ließ man 1733 vier Männer und drei Weiber rädern und köpfen. Kurfürst August hatte zwei Zigeuner von der Elbbrücke in die Elbe stürzen lassen. Auf einer Jagd, die im 18. Jahrhundert ein kleiner rheinischer Fürst veranstaltete, wurde unter dem erlegten Wilde eine Zigeunerin mit ihrem Säugling aufgeführt. Eine alte Zigeunerin wurde bei Apenrade lebendig begraben, die Grabrede lautete: „Krup under, de Welt ist bi gram“. Und unter Josef II. wurden in Ungarn 45 auf einmal hingerichtet, weil sie abhanden gekommene Menschen geknien und verzehrt haben sollten.

Tierisch.

Laßt die Pferde nicht unbedacht in der Kälte stehen! Diese Mahnung ist sowohl zum Vorteil der Tiere, als wie auch ihrer Besitzer gegeben. Wenn Pferde sich heiß gelaufen haben, sieht man sie oft dampfend im Freien stehen, während ihr Reiter in das Haus gegangen ist, um eine Versorgung zu machen. Dauert diese längere Zeit, so fängt das Pferd zu frieren an, und es kann eine böse Erkältung davontragen. Andererseits ist es ebenso verkehrt, während der Arbeitszeit, wie man oft beobachtet, die Tiere mit wollenen Decken zu behängen. Unter diesen Decken schwitzen die Pferde stark und können sich nach deren Abnahme erst recht erkälten. Es werden die Pferde durch Zudecken bei der Arbeit verwehrt.

Hänge-Lampen.

Wegen Aufgabe dieses Artikels
zu **Verlustpreisen.**

Petroleum-Heizofen

gutes, solides Fabrikat
statt 10.50 Mk. nur **6.50 Mk.**

Sinn & Co., Essen

G. m. b. H. 8176

Billige günstige Offerte.



Trotz der hohen Tabaksteuer
will ich hiermit bemerken, daß Sie aus
einer großen Lagerbeständen vorrätig
haben u. daher billig kaufen können.
30 verschiedene Sorten: 100
St. Amerikaner Größe wie 200 St.,
mit Tabak oder Sumatra, für nur
1.50 Mk. 100 Sorten, aus besten
Tabak, für 1.50 Mk. und 100 Sorten
schiedl. gute Cigaretten in 13 Sorten
für nur 2.00 Mk. — 1769

Zusammen 300 Stk. mit
Porto für nur 6.50 Mk.
der Nachn. Garantie:
Umtausch od. Rücknahme,
daher kein Risiko. Bitte
sofort zu bestellen bei:

P. Pokora

Zigarrenfabrik
Neustadt, West-
preussen Nr. 109 A

Phonola

Phonola-Piano

Phonola-Flügel

sind
unübertroffen in Präzision
und Dauerhaftigkeit.

Allein-Vertretung auch f. Hattingen u. Umgeg.

Roth & Junius,

Hof-Pianofabrik, Hagen i. W. 36.

Empfohlen von
d. Albert, L. Berger, Bachhaus, Bauer,
Eusebi, Carre, Dohmann, Gries,
Grünfeld, Knecht, Mueggli, Pauer,
Reinecke, Reissner, Sauer,
Schulze, Wenzel, Wenzel etc.

[500] Verführung ohne Kaufzwang an unserem Lager Bahnhofstr. 29.

Keine, in Nieder-Süder,
unserhalb d. Poststraße gelegen.

Diese,

bin ich willens zu verkaufen
oder auf Jahre zu vermieten.

Rud. Stöter Cillmann,
Sprecher.

Lehrerling

mit guter Schulbildung von
Großhandlung der Lebens-
mittelbranche per sofort gesucht.
Selbstgeschriebene Offerten
unter 8199 an die Geschäfts-
stelle d. Btg. in Hattingen. 8199

Grüßliche **Margarinewerk**
nicht trüben 8202

Vertreter,

welcher bei der Händler- und
Schachtel gut eingeführt ist.
Df. m. Reyer an die Ge-
schäftsstelle dieser Zeitung.

Für sofort 2 tüchtige [1191]

Maurer

f. Holzbohrerarbeiten gesucht.
Zu erfragen in der Geschäfts-
stelle dieser Zeitung in Linden.

Ein Colonialwaren-Geschäft
nicht zum sofortigen Eintritt
ein kräftiges, evang.

Lehrmädchen.

Angebote u. P. S. 57 an die
Geschäftsstelle in Hattingen.

Jüngeres Dienstmädchen
bei gutem Lohn und guter
Behandlung sofort gesucht.
Josef Steden, 8198
Barmen-Mitterhäusern,
Berlinerstr. 113.




von unerreichter Feinheit des Geschmacks
nur in Originalpackungen mit Firma u. Schutzmarke.

Käuflich in besseren Lebensmittelgeschäften

Sternwoll-Sportkleidung

aus Schneestern-Wolle

Interessante Beschäftigung,
auch für Ungeübte!

Jedem Schneestern- und Golfstern-Paket liegt
eine genaue Strickanleitung nebst Zeichnungen
bei, um ganze Kostüme, Jacken, Rock, Sweaters,
Muff und Mützen etc. selbst zu stricken.

Billig, modern und elegant!

Sternwoll-Strumpf- u. Sockengarne
in allen Proben.

Wo nicht erhältlich, wendet die Fabrik Grossisten
und Handlungen nach.

Norddeutsche Wollkammerel & Kammgarnspinnerei, Altona-Bahrenfeld

Maschinenschlosser

für sofort gesucht.

Berninghaushütte, Winz.

Gothaer Feuer- und Lebensversicherungsbank auf Gegenseitigkeit.

Im Jahre 1821 errichtet.

Wir bringen hierdurch zur öffentlichen Kenntnis, daß
für Linden-Dahlhausen eine **Agentur** errichtet und dieselbe
dem Herrn **Verwaltungsrath R. H. Eggemann** in
Dahlhausen a. d. Ruhr übertragen worden ist.
Barmen, im Dezember 1910.

Die Generalagentur:
Reesemann.

Bezugnehmend auf vorstehende Bekanntmachung erziele
ich mich zur Vermittlung von Versicherungen bei der **Gothaer
Feuer- und Lebensversicherungsbank auf Gegenseitigkeit**
und erkläre mich zur Erteilung jeder wünschenswerten Auskunft
über diese Anstalt gern bereit.

Dahlhausen (Ruhr), im Dezember 1910. 11190

Rich. Eggemann,
Verwaltungs-Mitglied.

Margarine.

Das **Königliche Polizei-Präsidium, Berlin**, gibt
in allen Berliner Zeitungen vom 25. Dezember d. J.
bekannt, welche Erziehung es bei der Verfertigung un-
serer Margarine an Händen geübt hat und zieht
daraus folgende Schlüsse:

„Aus den Versuchen geht mit aller Deutlich-
keit hervor, daß die beanstandeten Marken
Stoffe enthalten, welche heftige Entzündungen
der Magen- und Darmhaut hervorrufen und
durch Vergiftung tödlich wirken können, wenn
auch über die Natur dieser Stoffe ein ab-
schließendes Urteil noch nicht abgegeben wer-
den kann.“

Die von dem **Königlichen Polizei-Präsidium** be-
hauptete Gefährlichkeit der in unserer Margarine an-
gebliebenen Stoffe, aber immer noch nicht entdeckten
Stoffe bezieht sich nach dem Wortlaut seiner Bekannt-
machung nur auf Hunde und nicht auf Menschen. Sie
enthält daher für jeden Sachkenner nichts Neues: Daß
Hunde die Fütterung mit Margarine förmlich vertragen
wie mit irgend einem anderen Fett, hat jeder Tierarzt
und jeder sachkundige Hundebesitzer auch schon vorher
gesehen.

Im Uebrigen ergibt die polizeiliche Bekannt-
machung, wie geringfügig und unerheblich die bei ihm
eingegangenen Meldungen von Erkrankungen sind im
Vergleich zu der durch die alarmierenden Zeitungs-
nachrichten hervorgerufenen Beunruhigung. Es handelt
sich im ganzen um 2 verschiedene Meldungen, bei
denen jede zuverlässige Feststellung darüber fehlt, ob
die angeblich eingetretenen Magenvergiftungen wirk-
lich durch unsere Margarine hervorgerufen sind, oder
ob sie auf Einbildung oder irgend welchen anderen Ur-
sachen beruhen. Die Fälle waren von so leichter Art,
daß eine ärztliche Behandlung, also auch eine außer-
gewöhnliche ärztliche Feststellung gar nicht notwendig hat.
Angesichts der aus unseren Geschäftsbüchern erwei-
sen Tatsache, daß in Groß-Berlin allein mehr als
100.000 Personen täglich und regelmäßig unsere Mar-
garine verzehren und daß wir in der fraglichen Zeit
täglich ca. 120.000 Pfund Margarine hergestellt und ver-
packt haben, beweisen jene 2 Meldungen gar nichts gegen
die gute Beschaffenheit unserer Margarine. Sätze unsere
Margarine tatsächlich irgend welche gesundheitsschädlichen
Stoffe enthalten, so hätten die Fälle von Erkrankungen
allein in Berlin nach vielen Tausenden zählen müssen.

Auch die am 22. Dezember d. J. von uns für
jeden nachgewiesenen Erkrankungsfall ausgesetzte

Belohnung von 1000 Mark

hat bisher noch in keinem Falle zu dem verlangten
Nachweise geführt. Wir halten hierdurch das Verspre-
chen dieser Belohnung in dem früheren Umfang aus-
drücklich aufrecht.

Altona, den 31. Dezember 1910. 60

Altonaer Margarine-Werke Mohr & Co.,
G. m. b. H.,
J. H. Mohr.

Ständiger Privat-Unterricht für Frauen und Töchter.

Abteilung: Winz-Hattingen, Bahnhofstr. 61,
im Hause des Restaurateurs **Otto Krampen** (direkt am Bahn-
hof Hattingen). Telefon Nr. 231.

Gründliche Erlernung

im Nähen und talentvollen Verarbeiten, sowie Zeichnen
und Zuschneiden der häuslichen u. feinsten Garderoben.

Der Unterricht kostet in Wirklichkeit nichts,

insoweit als den Schülerinnen Gelegenheit gegeben ist, für
sich oder ihre Familienangehörigen Garderoben bis zur feinsten
und modernsten Form unter Garantie tadelloser Sitzens anzu-
fertigen.

Anmeldungen an allen Wochentagen (ausgenommen Sams-
tags) von 5—6 Uhr im Unterrichtsraum

Frau Else Humberg,
Inhaberin für der Essener Kunst- und Gewerbeschulen
Frauen und Töchter. 134



Für Kranke.

F. H. Mill,

staatl. geprüfter Heilgehilfe u. Masseur,
Hattingen, Bismarckstr. 14.

Sprechstunden: 8—10, 1—3 Uhr. Sonntags 8—10 Uhr.

Behandlung besonders für **Rheumatismus, Verdauungs-
beschwerden, nervöse Kopfschmerzen, Nervosität-
Fettsucht** usw. Sämtliche Verletzungen bei allen Erkran-
kungen, wie **Zahnziehen, Massieren, Schröpfen, Anlegen
von Verbänden bei Wunden, offenen Füßen, Flechten,
Fisteln** usw. **Ausspülungen bei Nasen-, Ohren-, Magen-
und Darm-Krankheiten, Hühneraugen- und Nagel-
operationen** werden in und ausser dem Hause geschickt
und sorgfältig ausgeführt.



Tausende Raucher empfehlen

meinen garantierten
unvergleichlichen,
schon sehr be-
kannt und
guten Tabak.

1. Tabakspitze un-
vergleichlich 9 Pf. pro
100 Stk. 3.30 Mk.
berühmter **Pörlchen-**
tabak für M. 4.25 Mk.
2. **Pastorettabak**
u. **Pörlchen** 9 Pf. pro
100 Stk. 3.30 Mk.
3. **Pörlchen** 9 Pf. pro
100 Stk. 3.30 Mk.
4. **Pörlchen** 9 Pf. pro
100 Stk. 3.30 Mk.
5. **Pörlchen** 9 Pf. pro
100 Stk. 3.30 Mk.
6. **Pörlchen** 9 Pf. pro
100 Stk. 3.30 Mk.
7. **Pörlchen** 9 Pf. pro
100 Stk. 3.30 Mk.
8. **Pörlchen** 9 Pf. pro
100 Stk. 3.30 Mk.
9. **Pörlchen** 9 Pf. pro
100 Stk. 3.30 Mk.
10. **Pörlchen** 9 Pf. pro
100 Stk. 3.30 Mk.

Abnahme. Bitte anzu-
geben: ob nebenstehende Gesundheitspfeife
oder eine andere Pfeife erwünscht.
E. Köller, Bruchsal (Baden)
Fabrik, Wehrh.

100 gold- gelbe Sandkäse

M. 2.95 fcl. geg. Nachnahme:
60 gr. Bismarckkäse M. 3.30,
66 Thür. Stangenkäse M. 3.50,
versendet **Heinrich Fagel,**
Käsefabrik Harsum i. Sa. Nr. 143
Wiedervert. bitte Preisl. vergl.



Backe

nur mit dem echten
Hansa-Backpulver.

Nährmittelfabrik
Hansa-Hamburg

Gratis eine Dose ff.
Cakes für 50 ausge-
schnitt. **Hansa-Bons**

Ausget. u. abget. Saare
tante jedes Quantum 8119
Fr. Berghaus, Striehn, Welfer.

Kopfläuse

mit Brutverleitet radikal Rademachers
Goldgelb. Patentm. gesch. Nr. 75.198.
Geruch- u. farblos, reinigt d. Kopfhaut
von Schuppen, befreit d. Haare, ver-
stärkt den Zuzug v. Parasiten. Wichtig
f. Schulkinder. Flasche 50 Pf. Erhältl.
in Drogerien und Apotheken. Wo nicht
erhältlich, gegen Eins. v. 50 Pf. direkt v.
all. Fabrik Rademacher & Co., Siegburg.
Um sich v. minderw. Nachahm. zu schützen,
achte man b. Einkauf auf d. u. Nr. 75.198
patentm. eingetr. W.-Z. „Goldgelb“

Schweine-

Stückenfleisch (Rippen, Rücken,
Schweinshäute, Schmalz, Ohren,
fleischig, Bistons), frisch gefalgene
garantiert beste Ware, 10 Pf.
Colli nur M. 3.60, Kibel mit
25 u. 50 Pf. Inhalt pr. Pf.
35 Pf. 9 Pf. Holstein. Holland.
Käse taugl. u. schmeckl. M. 3.15,
9 Pf. 1a. Thür. Rotmutter M. 5.20,
9 Pf. 1a. Landebsenwurst, 5.30,
9 Pf. 1a. Plodmutter (Gurur), 10.20,
9 Pf. 1a. ger. Rückenbrat, 7.90,
9 Pf. 1a. ger. Rückenbrat, 7.90,
9 Pf. 1a. edle Eigelb-Planken-
Butter (vegetabl. Margarine,
M. 6.12 liefert ab hier Nachn.
Hahn. Krogmann, Boxdorf i. G. 30.

PIANOS

u. Flügel in altbewährter
Güte, **IBACH-PIANOLA-**
PIANOS d. h. **IBACH**
Pianos mit elegantem
Klavierspielapparat, Pia-
nolas mit Themodist und
Metronom, sowie Harmo-
niums, empfiehlt in reicher
Auswahl zu bequemen Be-
dingungen

Rud. Ibach Sohn
Kais. u. Königl. Hof-Flügel-
und Pianofabrik,
gegr. 1794

Barmen,
Neuerweg 38—42.

Bei Kauf, Miete, Umtausch,
Reparatur oder Stimmung
wende man sich an die
mehr als hundertjährige
Erfahrung des durch vier
Generationen bestehenden
Hauses

IBACH

Zweites Blatt zu Nr. 1.

Kaiser Wilhelm und Carnegie.

Die Stiftung, mit der der amerikanische Philanthrop Carnegie das deutsche Volk an der Jahreswende über-
rascht hat, und deren Protektorat Kaiser Wilhelm über-
nommen hat, weckt die Erinnerung an die persönlichen
Beziehungen, die zwischen dem amerikanischen Milliar-
där und unserem Kaiser bestehen. Kaiser Wilhelm hatte
schon lange den Wunsch genährt, die Bekanntschaft des
durch sein menschenfreundliches Wirken berühmten Ameri-
kaners zu machen, aber erst die Kieler Woche im Jahre
1908 brachte die erwünschte Gelegenheit, um eine Be-
gegung der beiden Männer herbeizuführen. Kurze Zeit
darauf weilte Carnegie auf seinem mit fürstlichem Glanze
ausgestatteten Schiffe in Skibo Castle in Schottland,
und hier war es, wo der amerikanische Stahlkönig sich
seinen Gästen gegenüber, zu denen auch Bertha von Sutt-
ner zählte, über seine Kieler Eindrücke ausließ. Die be-
kannte Friedenspropagandistin erzählte seiner Zeit aus
dem Gespräch mit Carnegie folgendes, was gerade im
gegenwärtigen Moment in Erinnerung gebracht zu werden
verdient: Carnegie bestätigte, was man auch sonst schon
verschiedentlich gehört hat, daß der Verkehr mit dem
Monarchen ein außerordentlich ungewohnter sei, daß
der Kaiser, selbst voll guter Laune und Humor, auch
bei anderen gern Spaß verstehe. „Sie als amerikanischer
Diplomat“, habe der Kaiser bemerkt, „müssen eigentlich
auf Kaiser und König nicht gut zu sprechen sein?“ —
„Das hängt ganz von dem Wesen der betreffenden Fun-
ktionäre ab, Majestät.“ „Aber“, fügte Carnegie hinzu,
„Majestät sollten einmal nach Amerika kommen, der
Empfang wäre sicher ein jubelnder.“ — Der Kaiser ver-
sicherte, daß ihn eine solche Reise sehr interessieren würde;
aber er könnte nicht so weit und so lange sich entfernen.
— Bekanntlich ist Carnegie ein großer Anhänger der Welt-
friedensidee. Nach seiner Meinung liegt es gerade in
der Hand des deutschen Kaisers, diese Idee in kurzer
Zeit ihrem Ziele entgegenzuführen. Er benutzte deshalb
die günstige Gelegenheit in Kiel, um mit dem Kaiser über
dieses Thema zu sprechen. Der Kaiser erwiderte, daß er
ja ohnehin ein kräftiger Befürworter des Friedens sei,
„allerdings nur nach etwas anderer Methode.“ Carnegie
erwiderte: „Auf die Methode aber kommt es an, Majes-
tät.“ Im Anschluß hieran seien noch einige Bemerkun-
gen über den amerikanischen, ebenfalls von Carnegie ge-
stifteten Seldensfonds, den sogenannten „Hero-Fund“, ge-
macht. Dieser Fonds, dessen Bestimmung die gleiche wie
bei dem für Deutschland gemachten ist, ist von dem Stif-
ter mit der kolossalen Summe von 20 Millionen dotiert
worden. Die amerikanische Kommission, deren Auf-
gabe es ist, die Gesuche von Bewerbern um Belohnungen
oder Zuschüsse aus dem Seldensfonds zu prüfen, hat sich
bis jetzt mit ca. 6000 Petitionen zu beschäftigen gehabt,
von denen etwa die Hälfte sofort nach dem ersten Blick
dem Papierkorb überantwortet wurde. Die Hälfte der
übrigbleibenden Gesuche wurde einer näheren Prüfung
vorbehalten, während ungefähr der zehnte Teil aller ein-
laufenden Anträge ohne Umstände in einem günstigen
Sinne erledigt wurde. Die erste goldene Medaille und
eine Belohnung von 20 000 Mark fielen einem Italiener
zu, der bei einer Katastrophe auf hoher See 52 Personen
das Leben rettete. Ein anderer heroischer Akt, der mit
50 000 Mark belohnt wurde, wurde von einem Schmiede
ausgeführt, der unter eigener Lebensgefahr in einen mit

tödlichen Gasen gefüllten Schacht hinabgestiegen war, um
seinen erbitterten Feind hervorzuziehen. Das goldene Buch
der amerikanischen Carnegie-Stiftung enthält schon zahlreiche
Namen von Männern, Frauen und Kindern und sogar
von Hunden, die sich geopfert haben.

Die Berechnung der Invalidenrente.

(Nachdruck verboten.)
„Wieviel Invalidengeld werde ich beziehen?“ Das ist
eine Frage, die in dieser oder ähnlicher Form tagtäglich un-
gezählte Male außer an Verwaltungsbehörden, an Polizei-
beamte, an Rechtsanwälte, an Berufsgelehrten, besonders aber
an die Arbeitersekretäre gestellt werden.
Befremdlich ist es, daß die sozialpolitische Gesetzgebung,
zu der bekanntlich auch das Invalidenversicherungsgesetz ge-
hört, trotz nunmehr über zwanzigjähriger Übung selbst in
seinen Grundzügen den Kreisen, denen sie zugute kommt,
wenn auch nicht gerade unbekannt, so doch noch lange nicht so
geläufig geworden ist, wie man wohl hätte erwarten dürfen.
Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1908 durch Vermitt-
lung der Post 662 365 965 Wochenbeiträge vereinnahmt wor-
den sind, so kann man sich eine Vorstellung davon machen,
ein welch gewaltiger Personenkreis dem Invalidenversicherungsgesetz
vom 13. Juli 1899 untersteht.
Die Invalidenrente setzt sich zusammen: 1. aus dem Reichs-
zuschuß, 2. dem Grundbetrag, 3. den Steigerungssätzen.
Zu 1. Der vom Reich zu leistende Zuschuß — Reichszu-
schuß — ist eine feststehende Summe und beträgt für jede
Rente jährlich 50 Mark.
Zu 2. Nicht so einfach ist die Feststellung des Grund-
betrages. Dieser Betrag wird stets 500 Wochenbeiträge
zugrunde gelegt; die überschüssigen kommen hier nicht
in Anschlag, die an 500 Wochen fehlenden Beiträge werden durch
solche der 1. Lohnklasse ergänzt. Der Grundbetrag richtet
sich nach den Lohnklassen und beläuft sich

für die Lohnklasse I	auf 60 Mk.
für die Lohnklasse II	auf 70 Mk.
für die Lohnklasse III	auf 80 Mk.
für die Lohnklasse IV	auf 90 Mk.
für die Lohnklasse V	auf 100 Mk.

Diese runden Zahlen gelten jedoch nur dann, wenn die
bei Berechnung des Grundbetrages in Frage kommenden 500
Beitragswochen ein und derselben Klasse angehören.
Gehören die 500 Beiträge verschiedenen Klassen an,
z. B. je 250 der V. und IV. Klasse, so ist der Grundbetrag
durch eine besondere Rechnung festzustellen. Nehmen wir zu-
nächst an (Beispiel a), daß 500 Markten der V. Lohnklasse
nachgewiesen sind, so würde der Grundbetrag 100 Mark be-
tragen; hierzu kommt zunächst wie zu 1. erwähnt, der fest-
stehende Reichszuschuß mit 50 Mark jährlich, sodann der dritte
Faktor bei Berechnung der Invalidenrente: Die Steigerungssätze,
von denen weiter unten zu 3. gehandelt werden soll.
Sind dagegen (Beispiel b) 500 Wochenbeiträge verschiedener Lohn-
klassen verwendet worden, legen wir je 250 der V. und IV.
Lohnklasse, so ergibt sich der Grundbetrag durch folgende
Rechnung: Es ist zu ermitteln, wie sich die 250 Beiträge der
V. und die 250 Beiträge der IV. Lohnklasse an den 250
Wochenbeiträgen beteiligen. Diese Verhältniszahl ist mit dem
für die betreffende Lohnklasse festgelegten Grundbetrag zu
multiplizieren:

$$\frac{250}{500} \cdot 100 = 50 \text{ Mark}; \quad \frac{250}{500} \cdot 90 = 45 \text{ Mark}.$$

Der Grundbetrag würde im Beispiel b also 50 + 45 = 95
Mark betragen. Nehmen wir nun ein etwas verwickelteres
Beispiel (Beispiel c); es sind verwendet worden:
100 Wochenbeiträge der V. Lohnklasse,
150 Wochenbeiträge der IV. Lohnklasse,
75 Wochenbeiträge der III. Lohnklasse,
50 Wochenbeiträge der II. Lohnklasse,
125 Wochenbeiträge der I. Lohnklasse.

500 Markten.
Es ist nun wiederum das Verhältnis zu suchen, in dem jede
Gruppe von Wochenbeiträgen sich an 500 — welche Anzahl
von Beiträgen, wie oben dargelegt, bei Ausmittlung des
Grundbetrages in Betracht kommt — beteiligt ist:
 $\frac{100}{500} \cdot 100 = 20 \text{ Mark}; \quad \frac{150}{500} \cdot 90 = 27 \text{ Mark}; \quad \frac{75}{500} \cdot 80 = 12 \text{ Mark};$
 $\frac{50}{500} \cdot 70 = 7 \text{ Mark}; \quad \frac{125}{500} \cdot 60 = 15 \text{ Mark}$

Die falschen Hundert.

Ein Dörschwanz aus dem Böhmerwald von Joh. Peter.
(Nachdruck verboten.)

Der Mooslepplbauer war im Besitze von zwei Mast-
schweinen, die sein ganzer Stolz und seine einzige Sorge waren.
In Ermangelung von Kindern wandte er die ganze Zärt-
lichkeit, deren sein Herz fähig war, außer seinem stämmigen
Weibe, seinem Viehstande und seiner ausgedehnten Delo-
nomie zu, und tatsächlich genoh er im ganzen weiten Grenzge-
biet den Ruf eines tüchtigen Landwirts, der sein kleines Gut
mit einem Fleiß und einer Liebe regierte, die allseits Achtung
erzielten.

Doch bei ihm hatte es einen Haken. Er war nämlich ein
trübseliges Geisteskind, ein verblöbter Verehrer und Vertei-
diger des Alten, schämte sich über alle Neuerungen auf dem
Gebiete der Landwirtschaft, und ganz besonders machte ihm
die neue Schule zu schaffen, indem er am Wirtschaftsstil
meinte, dieselbe wäre nur dazu da, den Bauernstand zu
ruinieren, Müßiggänger und Gotteslästerer zu erziehen und
alles gute Alte aus der Welt zu schaffen. Wenn ihm dann
der Gemeindefunktionär, der beim Militär etwas vom wahren
Laufe der Welt gesehen, das Gegenteil beweisen und ihm
klar machen wollte, daß sich eine tüchtige Schulbildung ganz
gut mit einem tüchtigen Landwirt vereinbaren lasse, dann
wurde er unwirsch und schrie: „Der Bauer soll Bauer blei-
ben und nicht ein Graf oder Fürst werden wollen! Was
braucht er Geographie, Sprachlehre, Rechtschreiben und sol-
ches Zeug! Das alles sind nur Kläusen! Die taugen zu
nichts und machen die Jungen nur aufgeblasen und arbeits-
süchtig!“

Das konnte der Lehrer nicht so hingehen lassen, und er
führte seine ganze Beredsamkeit ins Treffen, um den zopfigen
Alten zu überzeugen, daß es doch gut ist, wenn der Junge,
sobald er einmal in die Fremde hinaus muß, mit Atlas
und Karte umzugehen wisse, um sich leichter durch die Welt
zu finden, worauf der weise Mann entgegnete: „Wenn die
Jungen nur mit dem Fössel in die Handelskasseln und mit
der Willgabel in den Dunggähnen hineinsinken, dann brau-
chen sie nichts mehr als höchstens ein bißchen Lesen und
Schreiben; das Rechnen können sie ja an den Fingern lernen.“
Mit solchen Vorurteilen war nichts anzufangen. Man
ließ daher den einfältigen Mann bei seinem Wahne und gönnte
ihm seine Dörsen, Kühe und Felder, von denen er ja auch
nicht viel genoh, weil er in seiner Sparamkeit fast die Grenze
des Geizes streifte.

Nun hatte dieser Mann ein Paar Dörsen im Stalle,
die er selbst aufgezogen hatte und an die er seine ganze Sorg-

falt verwendete. Vierjährige Bütschen waren es, die von
Gesundheit strotzten und sich eines Wohlseins erfreuten wie
nicht jeder Mensch unter Gottes Sonne. Der Bauer hatte
sich in den Kopf gesetzt, für diese zwei Wiederkäuer ein hübs-
ches Stämmchen zu lösen, und jedermann, der an seinem
Stalle vorüberging, mußte eintreten und die zwei Prachttiere
bewundern.

„Unter vierhundert Gulden sind sie mir in Ewigkeit nicht
feil, und da gibt's kein Handeln! Nicht einen Kreuzer laß
ich nach!“ rief er aus, wenn die Nachbarn die Tiere festlich
bewunderten hatten. „Ich hab's schon dem Stüblbauer von
Kreuzberg sagen lassen, daß er einmal ins Ansehen kom-
men soll, und der versteht sich auf die Dörsen wie kein Zwei-
ter!“

„Weil er selber einer ist!“ bemerkte der Schmied. Da-
mit kam er aber übel an, denn der Moosleppl geriet darüber
in Wut, sodaß es der Schmied für geraten hielt, schleunigst
zu verduften.

Und richtig kam am nächsten Sonntag der als banerischer
Viehändler weit und breit bekannte Stüblbauer. Der
Moosleppl stand gerade vor der Haustür und rauchte seine
Pfeife, als der stämmige Bauer antrat und ihn mit dem
Handschlag begrüßte.

„Wo sind die Dörsen?“ volltete er.
„No, wart' a bißl, z'erst schauk' d' Dir mei' Weib a
wengelt an, und dann geh' ma in 'n Stall auf!“

„Son eh a so alte Bütt'n dahom“, donnerte der Vieh-
händler und brach in ein schallendes Gelächter aus, sodaß
dem Moosleppl das winzige Gehirn erzitterte. Er verzog
das Gesicht und murmelte durch die Zähne: „Got net so un-
recht, der Schmied! An' gröhern Grobian gib's nimmer
im ganz'n Bawerland!“

Stillschweigend führte er den Bauer in den Stall. Mit
Rennermienen beschloßte und betastete dieser die ruhig wieder-
tänzen Tiere an allen Seiten, helle Zufriedenheit leuchtete
aus seinen Augen und sein Gesicht verzog sich zu einem
gründlichen Lächeln.

„Das find amal zwaa Kamp'n!“ rief er aus. „So
was findt' man net immer! Um wieviel find' d' Dir feil,
Seppl? I handl' net!“

„Der Hundert!“ playte Moosleppl heraus. „Net mehr
und net weniger!“

„Dopp, eingeschlagen! D' Dörs'n find mein, und i geb'
der Stallbirt extra noch ein' Fünfer Stallgeld!“

Der Kauf war abgeschlossen, der Handschlag gegeben.
„Gut!“ murmelte jetzt der pfiffige Bauer, „heut' bist d'
mir amal auf den Leim gegangen — wenigstens fünf Hun-

Siernach stellt sich der Grundbetrag auf 20 + 27 + 12 + 7 + 15
= 81 Mark.

Sind mehr als 500 Wochenbeiträge nachgewiesen, so kommt,
wie erwähnt, der Ueberschuß bei Berechnung des Grundbe-
trages nicht in Betracht. Es werden solange die wertvollsten
Wochenbeiträge zusammengezählt, bis die Zahl 500 erreicht
ist. Sind z. B. (Beispiel d):

50 Wochenbeiträge der V. Lohnklasse,	
250 Wochenbeiträge der VI. Lohnklasse,	
175 Wochenbeiträge der III. Lohnklasse,	
5 Wochenbeiträge der II. Lohnklasse,	
227 Wochenbeiträge der I. Lohnklasse.	

707 Wochenbeiträge verwendet worden, so wer-
den dennoch nur 500 Wochenbeiträge und zwar die wertvoll-
sten, also sämtliche Beiträge der V. bis mit II. Klasse, so-
wie 20 Beiträge (von den 227) der I. Klasse bei Feststel-
lung des Grundbetrages berücksichtigt; die restlichen 207 Bei-
träge der I. Klasse bleiben hier außer Anschlag; der Grundbe-
trag würde sich im Beispiel d belaufen auf:

$$\frac{50}{500} \cdot 100 = 10 \text{ Mark}; \quad \frac{250}{500} \cdot 90 = 45 \text{ Mark}; \quad \frac{175}{500} \cdot 80 = 28 \text{ Mark};$$
$$\frac{5}{500} \cdot 70 = 0.70 \text{ Mark}; \quad \frac{20}{500} \cdot 60 = 2.40 \text{ Mark} = 10 + 45 + 28$$
$$+ 0.70 + 2.40 = 86.10 \text{ Mark}.$$

Sind weniger als 500 Wochenbeiträge nachgewiesen (§
29 Inv.-Vers.-Ges.), so werden für die an 500 fehlenden
Beiträge solche der geringsten, der I. Lohnklasse in Anschlag
gebracht. Sind z. B. (Beispiel e) nur 200 Wochenbeiträge der
II. Lohnklasse verwendet, so beträgt der Grundbetrag:

$$\frac{200}{500} \cdot 70 = 28 \text{ Mark}; \quad \frac{300}{500} \cdot 60 = 36 \text{ Mark}.$$

Dem feststehenden Reichszuschuß und dem also hiernach be-
rechneten Grundbetrag werden die sogenannten Steigerungssätze
hinzugerechnet, d. h. für jeden der verwendeten Wochen-
beiträge wird ein bestimmter gesetzlich festgelegter Betrag in
Anschlag gestellt. Der Kaufwert der Marken kommt nicht in
Betracht. Im Gegensatz zu der Berechnung des Grundbe-
trages, wo nur 500 Wochenbeiträge berücksichtigt werden,
werden also hier alle verwendeten Beiträge einer besonderen
Bewertung unterzogen. Je größer die Anzahl der verwendeten
Marken ist, desto höher ist also die Summe, die sich für den
Rentenempfänger aus den Steigerungssätzen ergibt. Der Stei-
gerungssatz beträgt für jede Beitragswoche:

in der Lohnklasse I	3 Wfa.
in der Lohnklasse II	6 Wfa.
in der Lohnklasse III	8 Wfa.
in der Lohnklasse IV	10 Wfa.
in der Lohnklasse V	12 Wfa.

Berechnen wir nun an der Hand der oben gegebenen
Beispiele die Steigerungssätze. Im Beispiel a waren 500
Wochenbeiträge der V. Lohnklasse nachgewiesen. Die aus den
Steigerungssätzen sich ergebende Summe beträgt 500×12
= 60 Mark. Die Invalidenrente würde sich also wie folgt
zusammenfassen:

50 Mk. Reichszuschuß,	
100 Mk. Grundbetrag,	
60 Mk. Rentensteigerung, in Summa 210 Mk. jährlich.	

Im Beispiel b waren je 250 Beiträge der V. und IV.
Lohnklassen nachgewiesen; es kommen daher zur Anrechnung:
 $250 \times 12 = 30 \text{ Mk.}$ + $250 \times 10 = 25 \text{ Mk.}$ = 55 Mk. an
Steigerungssätzen. Die Rente beläuft sich somit auf:

50 Mk. Reichszuschuß,	
95 Mk. Grundbetrag,	
55 Mk. Rentensteigerung, in Summa 200 Mk. jährlich.	

Nach dem Beispiel c kommen für die 100 Wochenbeiträge
der V. Lohnklasse $(100 \times 12) = 12 \text{ Mk.}$, für 150 der IV. Klasse
 $(150 \times 10) = 15 \text{ Mk.}$, für 75 der III. Klasse $(75 \times 8) = 6 \text{ Mk.}$,
für 50 der II. Klasse $(50 \times 6) = 3 \text{ Mk.}$, für 125 der I. Klasse
 $(125 \times 3) = 3.75 \text{ Mk.}$ = 43.75 Mk. zur Anrechnung, so daß
sich die Rente belaufen würde auf:

50,— Mk. Reichszuschuß,	
81,— Mk. Grundbetrag,	
43.75 Mk. Rentensteigerung, in Summa 174.75 Mk. jährlich.	

Im Beispiel d belaufen sich die Steigerungssätze auf
 $6 + 25 + 14 + 0.30 + 6.81 = 52.11 \text{ Mk.}$ Zu beachten ist hier,
daß bei Berechnung der Steigerungssätze die 227 Beiträge der

derter sind 'wert, und ich kann heut' um zehn Mark mehr
trint'!

Mit größter Zufriedenheit beiderseits begab man sich
aus dem Stall in die Stube, wo die Bäuerin alsbald, als
sie von dem glänzenden Geschäft ihres Mannes erfuhr, ein
goldgelbes Eierterz zubereitete und der Bauer einen
Fünfmährigen Bier herbeischleppte, um den üblichen „Zeil-
lauf“ zu erleben. Nachdem man sich zur Genüge g'kärkt
hatte, zog der Viehhändler seine große, schweinslederne Brief-
tasche hervor und zählte dem seligen Moosleppl vier fun-
kelnde neue Hundert auf den Tisch, worauf er sich mit
dem Bemerten entfernte, daß morgen zwei Viehtreiber kom-
men würden, um die Dörsen wegzuführen.

Als sich der Stüblbauer entfernt hatte, fielen der Moos-
leppl und sein Weib über die Banknoten her und betrach-
teten sie mit einer Andacht und Ehrfurcht, wie wenn sie
bewundernd vor einem Kunstwerke gestanden hätten.

„Schnör sind 's als d' Heiligenbild'n im Betbüchl“,
meinte die Frau, und der Mann ergänzte: „Die gäbet id
um alle Heiligenbild'l von der ganzen Welt net her!“
Und sorgfältig legte er sie in seine Geldtasche, öffnete
die wohlverschlossene Lade des Schreines und verbarg sie
dieselbst, um sie am nächsten Jahrmärkte in die Stadt aus-
Sparksale zu tragen.

Etwa acht Tage nach diesem Handel erschien beim Moos-
lepplbauer der Griesl-Johann, ein leichtfertiges Blut, der
sich nur vom Nachteil seiner Witmenschen nährte, deren
Einfalt und Harmlosigkeit er auf eine Weise auszunützen
verstand, die geradezu Bewunderung verdiente. Haupt-
sächlich hatte er es auf den Bauernfang abgesehen, und er
wählte sich meistens solche Vertreter der Landwirtschaft, be-
ren trübselnderes Geisteslicht, er kannte und die sich trotz-
dem überall als die Geistes- und Altermelksweiser aus-
gaben. Weit und breit erfreute er sich bei den Bauern
eines hochbegabten Rufes, denn alle beugten sich vor sei-
ner Weisheit, Welterschauung und Redefertigkeit, geistigen
Waffen, mit denen er überall siegte, wo er es auf einen
Schwindel abgesehen hatte. Als er vernahm, daß der Moos-
leppl vier neue Hundert zu Hause hatte, ließ es ihm
Tag und Nacht keine Ruhe, wie er es anfangen sollte.
den Fäz um ein gut Teil leichter zu machen. Nach langem
Kopfschmerzen hatte er es endlich heraus und schmuckrad
rannte er zum Moosleppl, der ihn nicht unfreundlich auf-
„Seppl, wie geht's Dir?“ fragte er ihn.

„Reht sich an mir! 'n G'und hab i, keine Schuld'n,
a Wirtschaft, a Weib und Geld wie Stroh!“, grahlte der
einfältige Bauer.

dem heutigen, gutmündenden Essen fürchte ich kein
Gleich mehr.“

einem ihm bekannten Herrn, dem ein Schmelz abgenommen
werden mußte und der heute seine Geistesfreiheit

afrika
ellschaft
eler Ge-
drattilo-
schaft bei
goldhail-
ten Teil
auf dem
chiedene
acht. Die
hat über
aufge-
ragt 1,20
ten Erzes
sultat zu
unterhalb
nicht nur
er Gold-
en sogar,
mächtiger
bedeutend
schächte
iger hat
ellschaft
— auf
oldfunde
hat, daß
nn heute
es Leben
en wird.
ch; nach-
Betrieb
rden.

otogra-
er letzten
demnach
hat ihre
Bervoll-
Borna.
6 durch
damach,
te durch
ist 1814
rohenen
ele Stu-
ide Re-
daß sie
können.
tionszeit
ach dem
per von
Draper,
ommen,
Erfolge
immer
aphierte,
Sahre
nünftigen
eplattien

eamten-
Nachdem
er der
ranzö-
weiteres
daß es
Rame-
ussisches
geleht.
größten
Deutsch-
Bruder
be dem
thalten.
Norden
die ihm
die er
wichtig-
da die
Ruhland
aus das
Bage-
eldung,
er Be-
franzö-
schönen
Söhne

rgänze
...
er der
Seppel.
rt Sil-
davon
ist nie
dann
ennlich
weit'n
er nfr
z tun
nderter
ohenen
n Be-
... Als
hab
lehten
in drei
nkt d
m die
er dem
aber
ürger-
ingeld.
igflame

raume
ch ein
er ein
d von

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die Kunden der Züge am hauseigenen Gerd.

Zornemanns Brautfahrt.

Humoristische Novelle von Ludwig Kugel.

(1. Fortsetzung.)
Ich Studentenfürstlichen sagen, denn in unsern Leisepägen
Gemeinen war das Viehl ein niedliches Ding von gewiss,
dreizehn Jahren, die Tochter unfertiges Knechtswort, die
uns die Gole freudigen makte, und an der ich meine
ersten Schritte im Mauerwerk unternehm.

(Nachdruck verboten.)
Was war ich, Paul Willibald Zornemann, nun
gegen Ehrhard Sievers? Ich hatte mir eingebildet,
frei zu sein, ich wollte mich nicht binden, um nur der
Kunst zu leben, und war doch ein jämmerlicher Sklave!

Wieder einmal mußte ich mich den Sommer hindurch
abwischend quälen und langweilen — um nichts.
Meine Brautgeber schienen ganz genau zu wissen, daß
ich in der schönen Jahreszeit weniger Bedürfnisse hatte,
als im Winter. Meine Einnahmen waren wieder ein-
mal recht knapp ausgefallen, und das ging so fort bis
zum letzten September! Denn diese und jene meiner
Schülerinnen reisten wochen- und monatelang ins See-
bad, in die Alpen, an den Rhein, ins Riesengebirge,
in die Sächsischen Schweiz und — weiß der liebe Himmel
— wohin sonst noch, und mir wurden natürlich die von
ihnen verkauften Stunden am Röhne gekürzt. Ja,
wenn sie noch alle zu gleicher Zeit ausgefallen wären!
Ich wäre nicht böse gewesen, hätte die Porten des
Gütertempels auch für einen Monat gesperrt und mich
in irgendeinem obskuren Nette, abseits der geistigen
Kultur und der erhöhten und verteuerten Bedürfnisse,
vergraben. So aber mußte ich mit der Hälfte des Ver-
dienstes aus- und haushalten, um nicht das Ganze zu
verlieren. O, ich war bei diesen unergütlichen Er-
wägungen trotz des schönen friedlichen Abends wieder
ganz verbittert und nahe daran, gegen meinen Freund
Sievers weiblich und mißgünstig gekümmert zu werden.
Ich biß die Zähne zusammen auf der Bank des Fried-
hofes der Lufasgemeinde und ahnte nicht, wie bald
und auf welch merkwürdige Weise sich mein Geschick
von neuem an das des Freundes knüpfen und so
günstig ändern sollte!

Bisher hatte ich in vollkommener Einsamkeit da-
gelesen, und ich glaubte, daß ich überhaupt das einzige
lebende Wesen unter all den vielen Toten gewesen
wäre. Un so mehr wurde meine Aufmerksamkeit durch
zwei Damen in Trauerkleidung erregt, die sich in
einer Entfernung von meiner Bank an einem Grabe
zu schafften machten. Wenigstens die eine schien sorg-
fältig jedes Häutchen des angelegenen Unkrauts aus-
zugruben, während die andere, hoch auferhoben starr-
te und unbeweglich auf den Hügel niederlag. Bald dar-
auf erhob sich die erstere, legte ihre Arme um ihre Ge-
fährin und schien ihr eindringlich zuzureden. Es war,



as war die schönste Zeit meines Lebens!
(Marabene, so dachte ich damals auf der
Bank des Kirchhofes St. Lucia, jetzt lächle
ich über meine Naivität.)

Zu meinen weiteren Wohlgefühlen
trug der Umgang mit einem lieben
Jugendfreunde bei, der das Gym-
nasium mit mir zu gleicher Zeit verlassen hatte, er
allerdings mit dem Maturum hinter sich, um Medizin
zu studieren, ich nur mit dem Einschuligen. Aber das
tat der Freundschaft keinen Abbruch. Ehrhard Sievers
bot mir in seiner Art, das Leben von der angenehmen
Seite zu nehmen, ein beissames Gegengewicht gegen
eine schädliche Heberausnahme im Studium. Nun,
vielleicht war damals seine Freundschaft nicht ganz so
ideell, wie ich sie aufsaßte. Ich habe ihm öfter aus der
Klemme helfen müssen, denn obwohl seine eiferischen
Verhältnisse durchaus auf soliden Grundlage beruhten
— sein Vater war Stadtkaufmann —, war er doch fast
immer in Geldverlegenheit. Ja zuletzt, als er von
Schwäbisch nach Bonn überfiedelte, gab er mir Gelegen-
heit, meine Diosturenliebe dadurch zu beweisen, daß
ich ihm gegen Erlegung von hundert Mark den schon
gekauften, aber von seinem bössigen Philister mit
Beschlag belegten Koffer ausliefern durfte. Ja, er setzte
ein so hohes Vertrauen in meine Freundschaft, daß er
diese seine Schuld nie mit einem Worte auf den bürstigen
Postkarten erwähnte, die ich in großen Intervallen von
ihm erhielt.

Trotz alledem mußte ich ihm Gerechtigkeit wider-
fahren lassen: Er hatte das Leben von der richtigen
Seite auf- und angegriffen, ich von der falschen. Er hatte
gelernt, sich zu fügen und zu schmeigeln, hatte sich als
Assistenzarzt einer mediocritischen Kapazität beliebt zu
machen gewußt, hatte jetzt in dem rheinischen Nizza
einen eigenen Wirkungskreis, war seit einigen Jahren
verheiratet und hatte eine Nervositätskur für Damen
eröffnet, die sehr in Blüte zu stehen schien, hatte doch
sogar eine meiner früheren Schülerinnen dort Stellung
gesucht und, wenigstens wie es hieß, auch gefunden.
Das kamian schlug er laut genug; seine Firma war
mir schon oft in dem Angelegenheit illustrierter Familien-
zeitschriften im Verein mit einem einladenden Willen-
tschnee ausgefloßen.

Diesem Manne der Praxis fehlte indes auch ein Stich
ins Romantische nicht, den er dadurch betätigte, daß er,
wenn aus dem Rheinlande zum Trost, seine Studenten-
flamme aus Leipzig-Gohlis ehehlich, Eigentümlich sollte

einem ihm bekannten Herrn, dem ein Schenkel abgenommen
werden mußte und der heute seine Briefe mit einem Strohen
seines amputierten Beines schreift; wieviel Federhalter, Papier-
messer und andere nützliche Gegenstände ein Mensch liefern
kann, hat der Autor nicht berechnet. Aber dagegen darf Eisen
daraus zu schmelzen. Jeder Mensch besitzt in seinem Körper
gegen 600 Gramm Phosphor; damit könnte man 820 000 Streich-
hölzer versehen, oder 500 Menschen versorgen; dazu kommen
noch die Knochen- und Fettteile, die eine ansehnliche Anzahl von
Kerzen liefern würden. Der Salzgehalt des menschlichen
Körpers ist so groß, daß er etwa 30 Kilo Gramm voll Salz
gleichkommt. So trägt ein jeder seine Schätze unbewußt in sich,
ohne sie der Menge preiszugeben. . .

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Humor.

Der Vorgesetzte par excellence. Nachbarschaft:
„Mein Vater schickt mich, ich soll fragen, ob Sie ihm
ihren Wagen und Pferd leihen wollen.“
Bauerin: „Hocher Himmel, er hat ja schon unsere ganzen
Werkzeuge. Zwei Worte hat ich ihm bereits geliehen, eine
Kettengabel, eine Gabel, verschiedene Nadeln, von den kleinsten
Nadeln gar nicht zu reden!“
Nachbarschaft: „Na ja, er möchte den Wagen geliehen
haben, um Ihnen die Sachen zurückzubringen!“

Der Wustler. Willi, der sich um eine Stelle
als Kaufmann bewirbt: „Was verlangen Sie denn von dem
Jungen?“
Kaufmann: „Wir suchen einen netten, ruhigen Jungen,
der nicht raucht und schläft, keine Zigaretten raucht, sich
nicht mit andern Jungen raucht, im Bureau nicht pfeift, keine
bunten Streiche macht, nichts zerbricht und —“
Willi: „Also, ich verstehe schon; das ist nichts für mich.
Sie suchen keinen Jungen, nee — ein Mädchen.“

dem heutigen, gutmündigen Essen fürchte ich kein
Gleich mehr.“
Am Tage darauf trat er vor Papa Bergemann hin,
gestand auch ihm alles und bat nun um die Hand
seiner Tochter.
Der alte Herr lächelte nur und sagte: „Ja, Kinder,
jetzt will ich euch mal eine Liebesgeschichte erzählen. Vor
aller Welt galt ich als Vegetarier, und zwar nur deshalb,
weil Tante Marie mir ihr großes Vermögen nur unter
der Bedingung hinterlassen wollte, wenn ich und meine
Familie Vegetarier werden würden. Nun, das mußte ich
tun, denn das Vermögen war wirklich groß. Und so
wurde ich und mein Kind Vegetarier. Jetzt aber ist die
gute Tante entsetzlich krank, das Vermögen gehört uns,
und nun kann ich es ja einstecken, — heimlich habe
ich immer gern ein Stück Fleisch gegessen, — daher jetzt
auch meine schnelle Bekehrung.“

Alle lachten herzlich darüber.
Papa Bergemann aber drohte lächelnd zu Karl hin-
über und sprach weiter: „Und Ihnen, Herr Schweigen-
sohn, will ich noch besonders den Kopf zurechtlegen.
Glauben Sie nur ja nicht, daß Sie mich damals über-
rumpelt haben, als Sie sich bei uns einfanden und für
einen Vegetarier ausgaben, — o, ich durchschaute Sie
gar bald, aber ich schweig zu Ihrer Komödie, weil ich
sah, daß Sie mein Kind lieb hatten, und daß die Gese-
nz vernunft in Sie war, — heute kann ich Ihnen das
ja sagen, — sehen Sie, deshalb allein ließ ich mich
sangen von Ihnen — nun, im Grunde genommen hatte
ich auch nichts gegen Ihren Verriß, denn, wie Sie eben
hörten, esse ich ja heimlich auch ganz gern ein Stück-
chen schönes Fleisch.“

Er erhob sein Glas: „Und nun lassen Sie alles
vergessen sein und trinken wir auf eine frohe Zukunft!
Prost!“

Denkspruch.

Die Welt ist voll vom Niedrigen und Schlechten,
Daß sich das Götliche nur selten zeigt.

Körner.



Was ist der Mensch? „Du bist Erde“, so sagt die
Weisheit vom Menschen; aber woraus besteht diese Erde? So
fragt ein englischer Gelehrter, und unterzieht diese „Erde“ ge-
nauen Untersuchungen und mannigfachen Betrachtungen. Es
wird überlassen, zu hören, daß für den Chemiker der mensch-
liche Körper aus genau denselben Elementen besteht, wie ein
gewöhnliches Gestein, und zwar würden etwa 1000 Gittereier einem
normalen mittelgroßen Menschen entsprechen. Jeder Mensch
besitzt so viel Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff, daß der
Vorrat eines einzelnen Individs ausreichen würde, um
damit einen Ballon zu füllen, der groß genug wäre, einen
Menschen in die Luft zu tragen; wollte man die im Menschen
verborgenen Elemente als Lichtkraft ausnutzen, so würde ein Mensch
genügen, um 500 Meter starke einen ganzen Abend lang zu be-
leuchten, denn ein jeder Mensch führt für rund 15 Mr. Leuchtgas
in sich. Wenn die im menschlichen Körper enthaltenen Kohlen-
bestandteile zu Graphit umgewandelt werden könnten, so würden
sie ausreichen, um nicht weniger als 780 Tausend Glühlampen davon
zu speisen. Der weise Markeseher des „Moyale Magazines“, der
diese verblüffenden Berechnungen aufgestellt hat, erzählt auch von

lag aus, und das verlor vor den Augen, die sie jetzt so tief erstrichet zu mir aufstah. Soll ich den trüben Dämon gleich mit einem verächtlichen Neß gebürsten? Erhört auf allen Bitten. Hier die Gabe und den Umgang des Reichthums will ich geben lassen. So, Paul! Bald bald Sonnemund, der alte verthöretste und veragelte Sängerkelle, wor, der großstädtigen Sitte entgegen von meiner Kraft aufgesprungen. Es war mir unmöglich, diesem Wüthen gegenüber stehenzubleiben. Und als mich dann der Blick, der Blick traf, eß ich ihn unwillkürlich auf meinen Fuß dem Kopfe. So, ich habe nicht für mich ein, doch ich nicht ihr zu Stößen auf den Rücken gelegen hätte, wenn nicht gerade jetzt die Begleiterin stolzen uns getreten wäre. Diese ihre Fährte mit einem verumrunden Blicke, es modirte sich auch wohl Wüßigkeit darin ausdrücken. Doch ich kann keine Neugierde darüber abgeben. Denn meine Sinne waren gänzlich von der kaum merkwürdigen Regung des selben Hauptes gefangen genommen, die ich als Erweckung meines spontanen Gedrucks auffassen mußte.

Die Damen spürten dem Ausgang des Friedhofes zu, ohne weiter von mir Noth zu nehmen.

Als ich mit nicht fünf alquiver Dampftrichter aufgestellt worden wäre! Ich fand zunächst ganz kleinlaut, bald aber überkam mich ein ruhender Gort, auf meinen Gedächtnißflügel im besondern, auf diesen Stein des Anstoßes, auf diese Irreführung so mancher Entbehrungen, aber auch auf meine Kunst im allgemeinen. Gatte ich nicht aus den letzten Worten Herrn Zimmermanns eine verfluchte Drohung herausgehört, ich wäre wahrscheinlich in flammende Gezeiten, seinen guten Rath zu befolgen, auf das nächste Zigarrettenmagazin zu rennen und die „Dreißigmalige“ um jeden Preis loszukaufen. Aber so sind wir und Gatte mit allem abzugeben, widerstrebte mir doch, und dann bogste ich an die Stöße des Zukunftslebens.

24

[illegible]

„Gutheit sollt ihr alle hoch geschätzen.
 „Hier wie soll ich denn alles lernen, was zu einem
 tüchtigen Schmiedem nöthig ist?“

„O, wenn es nur das ist! Mein guter Onkel nimmt
 dich gern auf einige Zeit als Lehrling in sein Geschäft. Und
 dann ist Schweiß, und du wirst meine liebe, brave,
 fleißige Schwester, nicht haben?“

„Doch, ich habe es ja verprochen!“ sagte sie
 trüblich, und schlang die Arme um seinen Hals. „Aber

W
thes zu
in San
Zigarre
Breuker
„I
ebenfall
— zuse
teit. I
einige
das S
auch hi
eine W
in Em
zu beze
aus ein
allmäh
Sei
auf der
dessenun
gehen,
als wol
Vorwür
liebte i
heiten
eigleite
Die
licher